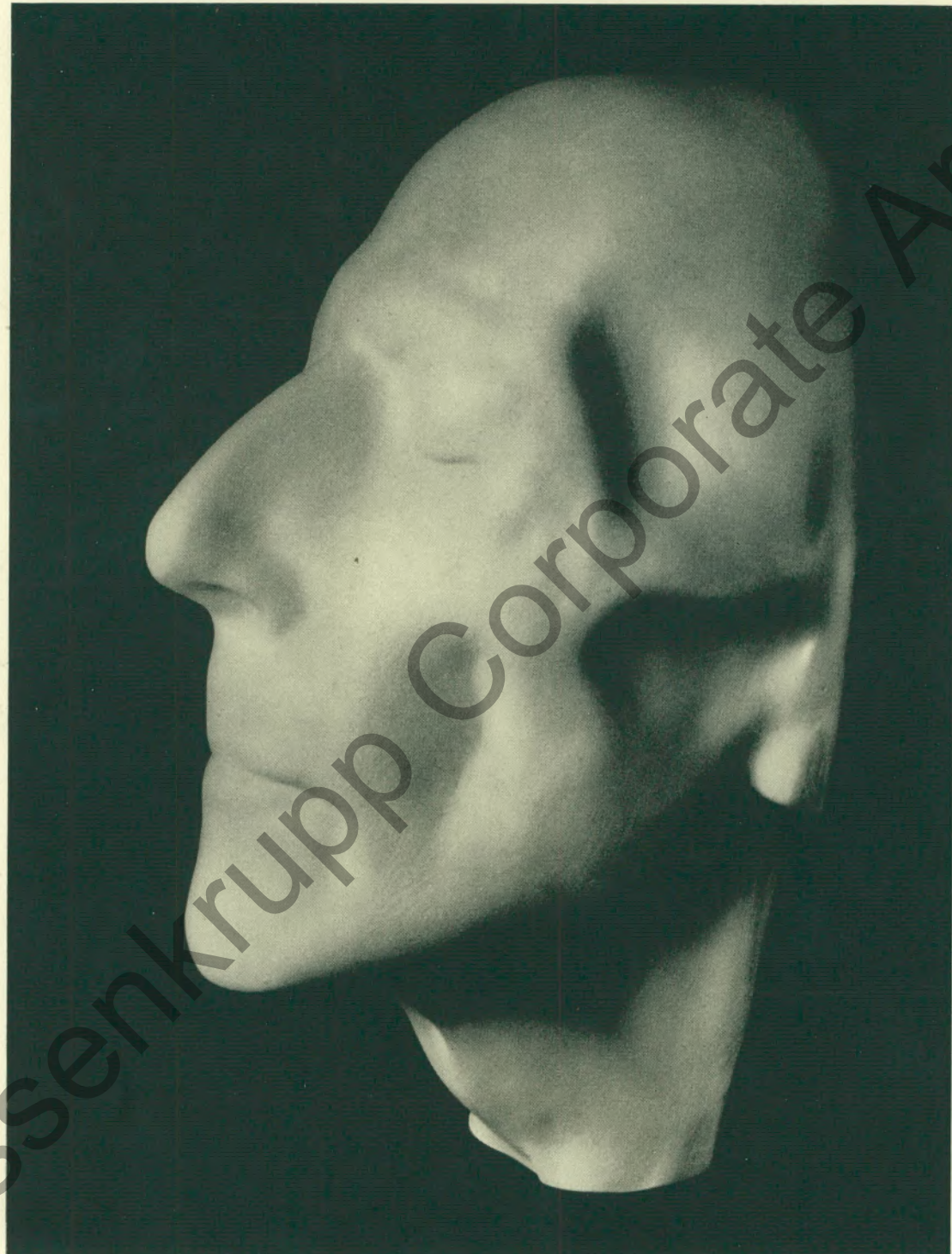


13. Oktober 1940

Das Werk



Totenmaske Friedrichs des Großen. Lichtbild: Pass-Hallenleben.

Monatschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XX. Jahrg.

Düsseldorf



Mai/Juni 1940

Heft 5/6

Das Werk

XX. Jahrg.

Düsseldorf, Mai/Juni 1940

Heft 5/6

Hinter der Front
steht eine Heimat,
bereit + alles zu geben,
was sie nur
zu geben vermag,
um draußen dem
Kämpfer
die furchtbare Arbeit
vor dem Feinde,
vor dem Tode
zu erleichtern.

Hermann Göring

„Wenn's etwas gibt, gewalt'ger als das Schicksal, dann ist's der Mut, der unerschütterter trägt!“

Aus Briefen Friedrichs des Großen.

An den Minister von Podewils.

Hauptquartier Pomsdorf, 27. April 1745.

... Wenn alle meine Hilfsmittel versagen, alle Verhandlungen scheitern, kurz, alle Umstände sich gegen mich erklären, dann lieber mit Ehren untergehen als für mein ganzes Leben Ruhm und Ansehen verlieren!...

Ich habe den Rubikon hinter mir und will nun meinen Machtssitz behaupten, oder es mag alles zugrunde gehen und bis auf den preussischen Namen mit mir begraben werden. Indessen beruhigen Sie sich und fassen Sie sich in Geduld! Sollte der Feind etwas unternehmen, so werden wir ihn ganz gewiß schlagen, oder aber wir lassen uns allesamt für des Vaterlandes Wohl zusammenhauen. Mein Entschluß steht fest. Tun Sie, was Sie wollen — jeder Versuch, mir meinen Entschluß auszureden, ist aussichtslos. Ein Schiffskapitän, der sich von Feinden umringt sieht und nach allen Anstrengungen, sich durchzuschlagen, keinen Ausweg mehr weiß — was müßte der für ein Feigling sein, wenn er nicht in stolzem Mute die Lunte an die Pulverkammer legte, um die Hoffnungen des Feindes zuschanden zu machen?...

Samenz, 8. Mai 1745.

... Sie sind wohl erstaunt, mich am entscheidendsten Wendepunkt meines Lebens so ruhig zu sehen. Lassen Sie sich sagen: Ich habe mir diese Unempfindlichkeit erst unter dem Zwange der Not abringen müssen. Solche Geistesfreiheit, ohne die unter Umständen wie den meinen gar nicht auszukommen ist, zu behaupten, gibt es nur ein Mittel: allem gegenüber, was auch kommen mag, in Bereitschaft sein. Dem Himmel sei Dank, meine gegenwärtige Gemütsverfassung läßt mir volle Freiheit, kalten Blutes an all den großen Maßregeln zu arbeiten, die die Lage gebietet; gelitten habe ich innerlich darum nicht weniger. Doch mir bleibt kein Ausweg als eine entscheidende Kraftprobe, und im übrigen habe ich mich auf jede mögliche Wendung eingerichtet. Es steht freilich nicht in meiner Macht, diese Entscheidung herbeizuführen, ich vermag an den Dingen nichts zu ändern; aber ich will mit voller Hingabe tätig sein, will meine geringen Fähigkeiten in ganzem Umfange draun setzen, und wenn's zum Waffengang kommt, alle Umsicht und Regsamkeit hergeben bis aufs letzte und mich ebenso wenig schonen wie den geringsten Soldaten, um zu siegen oder unterzugehen. ...

An seine Schwester Wilhelmine.

Dresden, 30. November (1756).

Liebe Schwester,

Für mich brauchst Du von dem bevorstehenden Feldzuge nichts zu befürchten; ein Vorgefühl sagt mir, daß ich weder Tod noch Verwundung zu gewärtigen habe. Und doch muß ich gestehen: wenn etwa eine schlimme Wendung eintreten sollte, dann wünschte ich mir hundertmal lieber den Tod, als daß ich erlebte, was in diesem Falle meiner wartet! Du kennst ja meine Feinde und kannst ermessen, was sie mir zu schlucken geben würden. Aber da die Dinge nun einmal bis zu diesem Äußersten gediehen sind, so müssen wir hoffen, daß die Vorsehung, wofern sie sich überhaupt dazu herbeiläßt, sich in das Elend der Menschen einzumischen, nicht dulden wird, daß die Hoffart, Anmaßung und Niedertracht meiner Feinde über die Gerechtigkeit meiner Sache triumphiere. ...

Leitmeritz, 1. Juli 1757.

Keine Sorge um mich, teure Schwester! Steht der Mensch doch zu jeder Zeit in der Hand dessen, was wir Schicksal nennen. ...

Es wird dies alles so ausgehen, wie es dem Himmel gefällt. ...

Deutschland befindet sich zur Stunde in einer furchtbaren Krisis. Mir ward die Aufgabe zuteil, ganz allein für seine Freiheiten, seine Rechte und seine Religion einzustehen; unferliege ich diesmal, so ist es darum geschehen. Trotzdem habe ich große Hoffnungen, und wie gewaltig auch die Zahl meiner Feinde sein mag, ich vertraue auf meine gute Sache, auf die bewunderungswürdige Tüchtigkeit meiner Truppen und den redlichen Willen, der alle befehlt, vom Feldmarschall bis zum geringsten Soldaten hinab. ...

Leitmeritz, 13. Juli 1757.

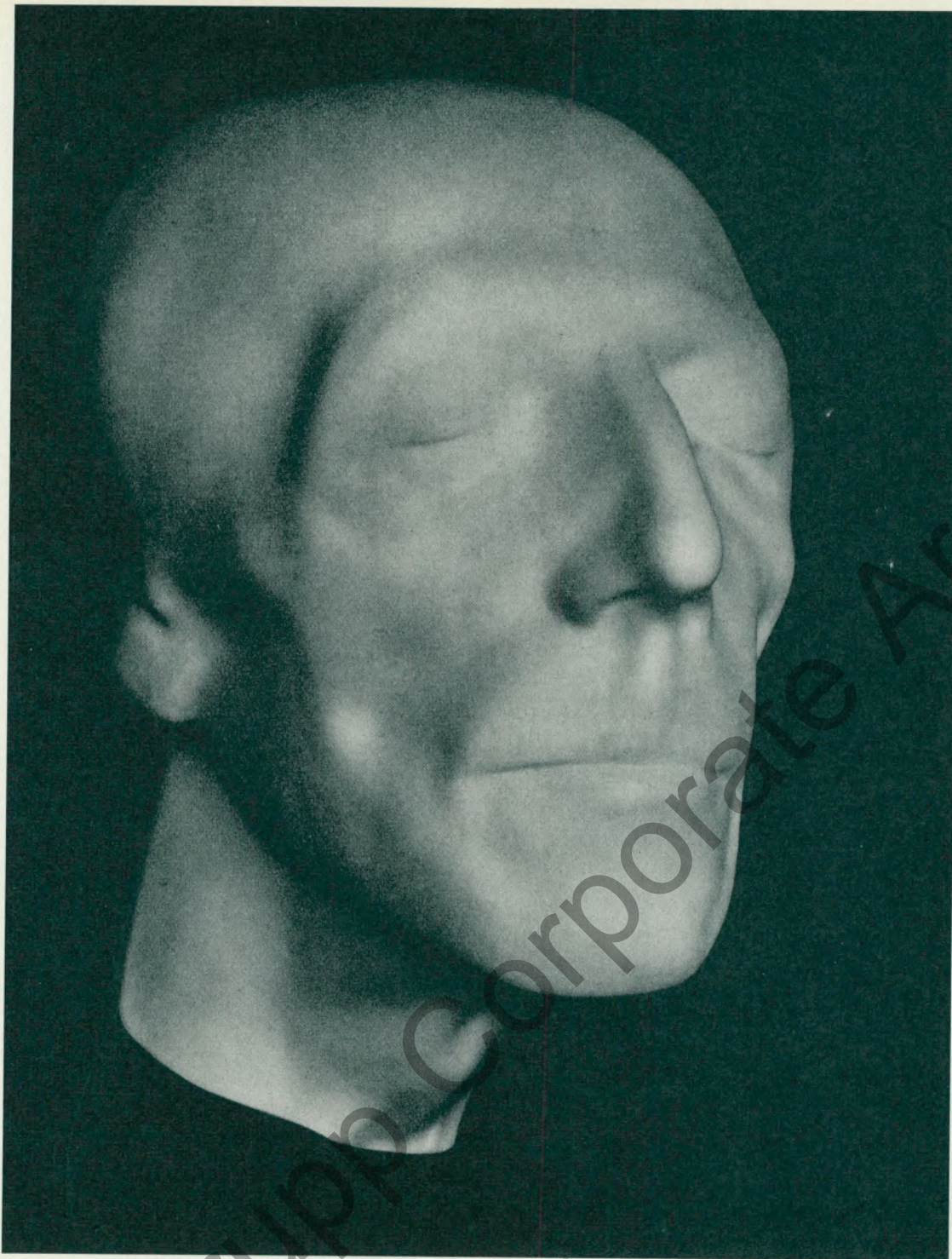
Ich bin zu den äußersten Kraftanstrengungen entschlossen, um mein Vaterland zu retten, und will es darauf ankommen lassen, ob das Glück sich eines Besseren bestimmen will oder ob es mir gänzlich den Rücken kehrt. Das sind Zukunftsmöglichkeiten, auf die der menschlichen Voraussicht gar kein Einfluß gegeben ist. Ich segne die Stunde, da ich mich der Philosophie ergeben habe; sie allein vermag der Seele in einer Lage wie der meinen Halt zu bieten.

Du sollst bis ins einzelne wissen, was mich quält, liebe Schwester. Wenn es sich nur um meine Person handelte, wäre mein Gemüt nicht so tief erregt; doch ich habe über Heil und Glück eines mir anvertrauten Volkes zu wachen. Das ist der große Einsatz; da wird mir der geringfügigste Fehler zum Vorwurf, wenn ich durch Säumnis oder Übereilung dem kleinsten Unheil Raum gebe, zumal im gegenwärtigen Augenblick, wo jeder Fehler ein Hauptfehler ist. Schließlich gilt es hier die Freiheit Deutschlands, für die schon soviel Blut geflossen ist. ...

Mir geht es wie einem Reisenden, der unter eine Rotte verbrecherischer Gesellen geraten ist, die ihn ermorden wollen, um sich seine Habe zu teilen. ... Wenn in der bürgerlichen Gesellschaft drei Bürger sich verabreden wollten, ihren lieben Nachbarn auszurauben, hätten sie damit unfehlbar von Rechts wegen Rad und Galgen verdient. Und nun geben gar gekrönte Häupter, in deren Namen in ihren Staaten derartige Gesetze beobachtet werden, ihren Untertanen solch ein empörendes Beispiel! Sie, die zu Gesetzgebern auf der Welt berufen sind, werden durch ihren Vorgang Lehrmeister des Verbrechens! O Zeiten, o Sitten! Wahrhaftig, ebenso gut könnte einer unter Tigern, Leoparden und Luchsen hausen, wenn er in einem Jahrhundert, das für gesittet gilt, unter solchem Mord- und Raubgesindel leben soll, solchen hinterlistigen Menschen, die unsere arme Welt beherrschen. ...

Breslau, 8. Februar (1758).

... Es tut mir wirklich sehr leid, daß Euer Land für alle möglichen Besuche so bequem liegt. Die Triumvirn Europas haben Gewalt anstatt der Herrschaft der Gesetze eingeführt. Auf dem weiten Erdenrund sieht man nur noch Unrecht und Gewalttat, und wenn das Glück uns nicht wunderbar begünstigt, wird die Tyrannei die ganze bekannte Welt in Ketten schlagen. Wir alle müssen uns damit trösten, daß unser Zeitalter in der Weltgeschichte Epoche machen wird und daß wir die außerordentlichsten Ereignisse erlebt haben, die der Wechsel aller Erdendinge seit lange hervorgebracht hat. ...



Totenmaske Friedrichs des Großen.

Lichtbild: Pass-Hallenleben.

Antikes Feldherrntum.

Von Hans von Seeckt †.

Vortrag, gehalten auf der 22. Jahresversammlung der Freunde des humanistischen Gymnasiums für Berlin und die Provinz Brandenburg am 29. November 1928.

Die Verbindung zwischen Soldatentum und humanistischer Bildung ist keine zufällige. Gerade der Soldat bedarf der Schulung des Geistes und des Blicks in die Weite, wenn er nicht im Handwerksmäßigen verflachen will; er bedarf der Aufrechterhaltung an klassischen Vorbildern und der Schulung zur Ergebung in das Schicksal. So sei die Wahl des Themas „Antikes Feldherrntum“ erklärt.

Die Geschichte lediglich als eine Kriegsgeschichte aufzufassen, wäre gewiß eine starke Einseitigkeit, aber die Kriege haben nun einmal auf die Entwicklung der Menschheit, auf

die Bildung, Erhaltung und den Untergang von Staaten einen Einfluß gehabt, der sich auch auf alle Gebiete der Wirtschaft und Kultur ausdehnte. Es erscheint daher ganz natürlich, wenn sich das historische Interesse auch den Persönlichkeiten zuwendet, welche die bestimmende Rolle in diesen Kriegen spielen. Fürchten Sie nun nicht, daß ich beabsichtige, Ihnen einen Vortrag über die lange Reihe von Kriegen und Kriegshelden klassischer Zeit zu halten. Meine Absicht ist, den Begriff des „Antiken Feldherrn“ zu formen und festzuhalten, wie er sich mir darstellt.

Wir müssen versuchen, zunächst den Begriff des Feldherrn selbst zu fassen. Ein guter General ist an sich noch kein Feldherr; auf Rang und Titel kommt es überhaupt nicht an, sondern auf den Mann und seine Aufgabe. Mancher stand an hoher Stelle, befahl über viele und war doch kein Feldherr, weil er vom Salböl Samuels keinen Tropfen erhalten hatte; mancher Begabung ward nie die Aufgabe ihres Lebens gestellt, und sie verkümmerte in niederem Rang oder in langer Friedenszeit. Gerade Roms Geschichte weist eine lange Reihe tapferer und kriegserfahrener Generale, braver und brauchbarer Routiniers auf, die ihre Legionen wohl aufstellen und führen konnten; sie waren tüchtige Bauhandwerker bei der Ausführung des Weltreiches, dessen Plan das Genie des Staates selbst ihnen vorzeichnete. Doch von Zeit zu Zeit sehen wir aus den Reihen der Gesellen, ja aus denen der Lehrlinge sich eine Persönlichkeit abheben, oft im schweren Kampf, oft wie spielend an die Spitze gelangen, und dann sehen wir mit einemmal, daß an Stelle des Nützlichkeitsbaues das Kunstwerk tritt. Ist der Augenblick günstig, dann stehen wir an großen Schicksalstagen der Völker, und in das Licht der Geschichte tritt der Feldherr.

Glücklich, wenn dem Erwählten die Götter neben der Begabung auch die Stellung im Leben gaben, die ihm den Aufstieg zur höchsten Stelle vorbereitete und erleichterte.

Wir kommen somit zu dem höchsten und reinsten Typus des Feldherrn, dem königlichen Feldherrn. Wie er in sich selbst die Staatsraison trägt, wird er zum Vollstrecker seines eigenen politischen Willens als Heerführer; und wieder als solcher ist er stets gewiß, bei seinen militärischen Zielen nie die politischen aus dem Auge zu verlieren. Er gebietet unumschränkt über alle Hilfsmittel seines Landes und ist nur sich selbst verantwortlich. Diese Zusammenfassung von König und Feldherr, wenn sie zugleich die von Geist und Geburt ist, muß zu den höchsten Leistungen führen und wird immer selten sein. Verhängnisvoll ist es gewesen, wenn der, den Geburt zum Heerführer bestimmte, nicht die Gabe zum Feldherrn mitbekam, und schmerzlich ist es zu sehen, wenn einem wirklichen Feldherrn die Freiheit des Handelns fehlt. Je mehr politische Macht sich in der Hand des Feldherrn neben der militärischen vereinigt, um so näher wird er dem Ideal des königlichen Feldherrn kommen.

Ist die politische und militärische Höchstgewalt nicht in einer Person vereint, so tritt naturgemäß die Abhängigkeit des Feldherrn vom dem Staatswillen ein, dessen Vollstrecker er ist. Eine einsichtige Staatslenkung wird ihm das durch den Krieg zu erreichende Ziel bezeichnen, ihm die erforderlichen Kräfte geben und ihm die Ausführung überlassen. Gefährlich ist es aber, wenn der Feldherr in seinem Handeln am Gängelband heimischer politischer Besserwisser gehalten wird.

Der Grad der Freiheit des Handelns wird bestimmend für die Entwicklung der Feldherrngaben sein, das Ausmaß der Verantwortung ist bestimmend für den Entschluß. Wie weit die Freiheit und die Verantwortung geht und gehen kann, ist in jedem Fall verschieden. Soll sie richtig ausgenutzt werden und sich im Rahmen der Erfordernisse des Staatsganzen bewegen, so muß zu der militärischen die staatsmännische Begabung treten. Für den Feldherrn genügt es nicht, ein guter Soldat zu sein, er muß auch auf dem Feld der inneren und äußeren Politik zu Hause sein; denn aus der inneren zieht er seine Kräfte, und seine Siege oder Niederlagen sind Dinge von politischen Folgen.

Alle diese Umstände und Voraussetzungen machen noch nicht den Feldherrn. Nicht umsonst hat unsere Sprache den Ausdruck vom „geborenen“ Feldherrn; denn wenn ihm nicht die Parzen eins in die Wiege gelegt haben, den Charakter, sind ihm die anderen Gaben nichts nütze. Genie ist Charakter!

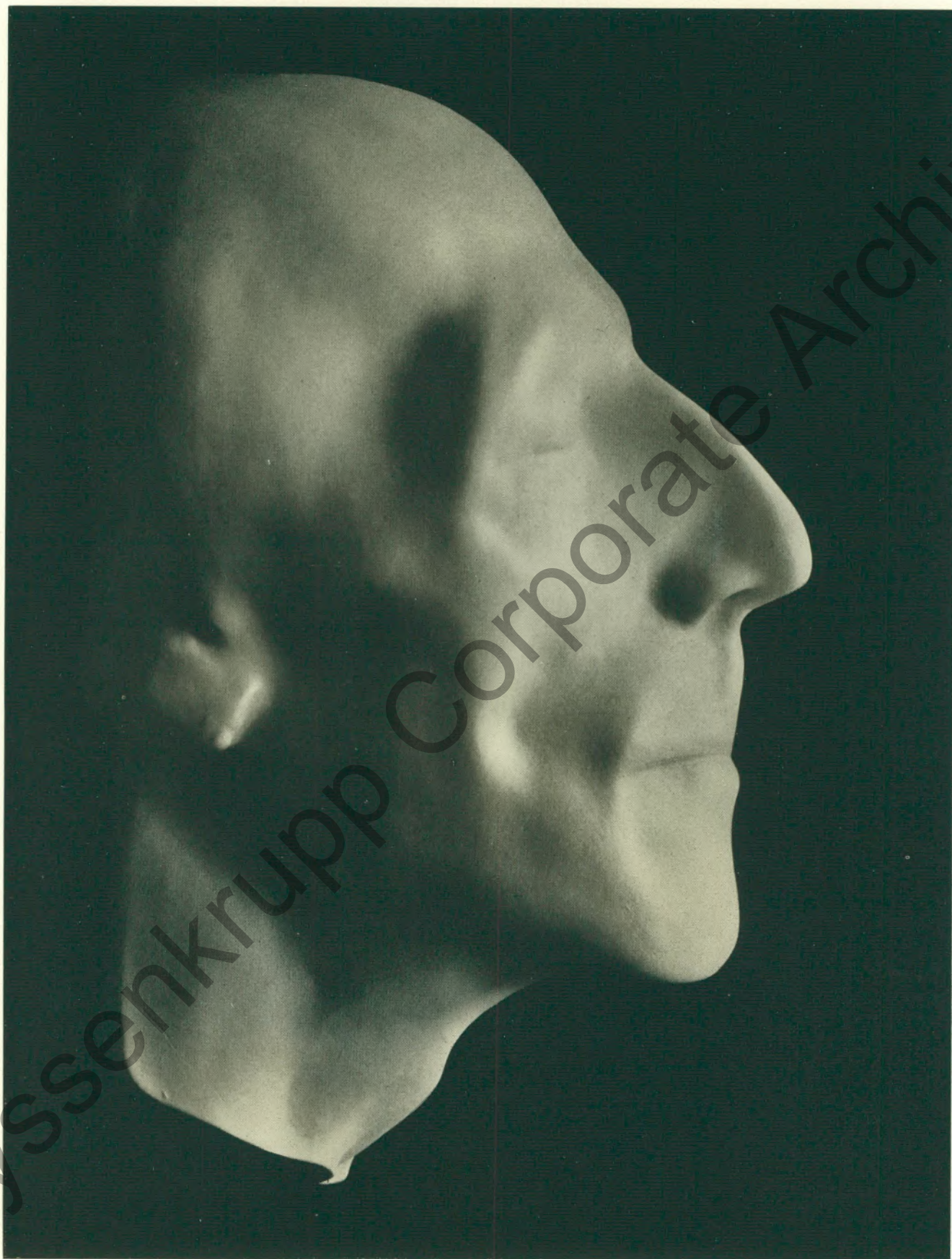
Warum nun aber antikes Feldherrntum? Ich mußte erst den Begriff des Feldherrn an sich umreißen, ehe ich es wagen

kann, zu sagen, was ich unter antiker Größe verstehe, und versuche, dem Feldherrn die klassische Gewandung zu geben.

An erster Stelle steht die Weite und Größe des Wollens, jene geheimnisvolle Kraft, die über die dem gewöhnlichen Menschen gezogenen Grenzen hinaus sehen, wollen und gestalten läßt. Nennen wir es Phantasie, nennen wir es Sehergabe, wenn der königliche Feldherr über Raum und Zeit hinwegblickt in das Land der Zukunft, wenn er jenseits der blauen Mittelmeerwogen, jenseits der verschneiten Berge vor sich seine Schlachtfelder und seine Siege, seine Feinde und ihre Städte und Schätze sieht und er dann auszieht „vertrauend, scheiternd oder landend, seinen Göttern“. Dies Durchdringensein vom Göttlichen ist das Charakteristische für dieses antike Handeln der ganz Großen. Wir müssen uns doch nur klar machen, in welche Ungewißheit damals der Feldherr hinauszog. Ihm zeigten nicht Karten, nicht Kompaß den Weg, nur wenig und Ungenaues mußte er von Land und Leuten, denen er entgegengog, und alles Fehlende mußte der Gott in seiner Brust ersetzen, der ihm die Zuversicht gab, nennen wir es Vertrauen auf diesen Gott oder auf sein Glück, und dazu den unbeirrbaren Willen.

Neben dieser göttlichen Sehergabe steht das, was wir gewohnt sind, klassisch zu nennen, das Gleichmaß der Dinge, das Ausgeglichenheit, die Symmetrie, hier zwischen Wollen und Können. Es sind keine Abenteuerfahrten, wie die der Helden der griechischen Sage, diese Züge und Kriege der großen Feldherrn, sondern sie zeigen bei aller Größe der Ziele die Maße des Handelns. Die feine Abgewogenheit zwischen Mittel und Zweck erhebt diese Heereszüge zum Kunstwerk. Und noch etwas anderes erinnert uns hierbei an die klassische Kunst, die sichere Beherrschung der Form und des Stoffs, die Durchdringung der Materie durch den Geist. Es mag scheinen, als ob eine neue Zeit mit ihren vielfachen Verfeinerungen aller Kriegsmittel einen viel größeren Aufwand an Geist erforderte als die alte Zeit von Schwert und Schild. Das ist nur für das Urteil über die Oberfläche richtig, denn während die entwickelte Technik die menschlichen Kräfte teils ersetzte, teils umwandelte, jedenfalls aber von sich abhängig machte, erforderte die klassische Zeit einen weit höheren Grad der Entwicklung der rein menschlichen Eigenschaften, der Tapferkeit nicht nur, sondern auch der Kunst, das schwierigste Material, den Menschen selbst, zu formen und zu führen; die Feldherrnkunst erfordert heute vielleicht mehr Wissen, sicherlich nicht mehr Können.

Das Überhandnehmen des Wissens im Gegensatz zum Sein, die technischen, also mechanischen Notwendigkeiten und Gebundenheiten und manche Strömungen des modernen Geistes führen zu einer Nivellierung der Begabungen, über die hinaus zu gelangen dem wirklich Berufenen immer schwerer wird. Unsere Zeit neigt, trotz allem, was sie sich zuschreibt, zur Erziehung von Routiniers, nicht von Charakteren. Die klassische Zeit entwickelt in strengerer und reineren Formen den Menschen als Einzelwesen. Diese Entwicklung ist aber Voraussetzung für das Feldherrntum. Der antike Feldherr, gewiß auch ein Kind seiner Zeit mit ihren Vorzügen und Schwächen, steht vor uns als eine ganz bestimmte, von nichts beeinflusste, in sich abgeschlossene Persönlichkeit. Vielleicht sehen wir mehr die Gestalt unserer Vorstellung, und manches hat die Zeit, die uns von ihm trennt, verwischt und verborgen; aber wir sehen doch immer den Menschen auch mit seinen Schwächen und Fehlern, den notwendigen Begleitern der großen Tugenden; unter den strengen und reinen Formen der Gestalt sehen wir die heißen menschlichen Leidenschaften, ohne die keine Größe denkbar ist. Vaterlandsliebe, Ehrgeiz, Stolz, Haß, Herrschsucht, wildes Ringen um den Erfolg und kaltes Ausharren im Unglück — das alles wollen wir miterleben und mitfühlen. In dieser Verkettung von Willensfreiheit und Schicksalsgebun-



Totenmaske Friedrichs des Großen.

Lichtbild: Pass-Hallenleben.

denheit liegt die Größe antiken Heldentums und zugleich die tragische Schuld.

Das Los des Feldherrn ist ein tragisches. Selten nur reicht ihm Nike den vollen Kranz, und er allein weiß, wie weit auch der nach außen strahlende Sieg hinter dem Gewollten, Erhofften zurückbleibt. Dem kühnen Plan setzt tückisches Verhängnis Hindernisse entgegen. Im Siegeszug erlahmt nur der eigene Wille nicht, aber die Kraft des Arms. Vielleicht griff das Wollen des vom Glück Verwöhnten zu hoch. Hybris — Neid der Götter! Wohl ihm, wenn auf der Höhe des Erfolges ihn der Tod abrief; er sieht dann nicht mehr den Zusammenbruch des kühn aufgetürmten Werkes; denn es ist nicht selten das Schicksal des großen Latenwenschen, daß sein Werk nur durch ihn, mit ihm lebt und so auch mit ihm vergeht. Dann bleibt ihm erspart, daß der neidische Senat dem siegreich heimkehrenden Feldherrn den Triumph weigert oder daß den geschlagenen Helden die Meute der neidischen Kleinen aus dem Land heßt.

So stellt sich uns das Bild antiken Feldherrntums dar, das dadurch an keine Zeit gebunden ist, sondern wie alle klassischen Vorbilder lebendig weiterwirkt durch den Wechsel der Lage.

*

Ich bitte nun, an Ihrem geistigen Auge einige Gestalten vorüberziehen lassen zu dürfen, die, plastischer als allgemeine Betrachtungen es vermögen, das Gesagte zum Verständnis bringen können.

Aus dem kleinsten Mazedonien, dessen Bewohner noch heute zu den kriegerischsten Stämmen Europas gehören, stammt die glänzende Feldherrnercheinung der antiken Welt:

Alexander der Große.

In ihm sehen wir den vollendeten Typus des Heerkönigs, des königlichen Feldherrn: Staatsmann, Stratege, Organisator, Land- und Städtegründer. Ihm hatten wirklich die Götter alles gegeben: Jugend, Kraft, die Schulung durch einen großen Vater, die Krone und mit ihr den Blick in die Weite. Seinen Geist hatte ein Aristoteles gebildet, die größten Namen griechischer Kultur klingen um seine Jugend. Zu ihm stand ein wohl durchgebildetes Heer, zu ihm eine seltene Reihe von Freunden und tüchtigen Generalen. So war er berufen, den hellenischen Geist in kriegerischer Form in das Land der Barbaren zu tragen und Rache zu nehmen für die Bedrohung Griechenlands durch die Perser. Wie weit sich der König beim Aufbruch die Grenzen seiner Pläne zog, wissen wir nicht; aber gerade in dieser Grenzenlosigkeit liegt das Gewaltige; denn wir werden sehen, daß das Grenzenlose kein Uferloses, kein Abenteuer, sondern intuitiver Plan war, wie ihn nur das Genie faßt. Gleichviel ob er auszog, ein Weltreich zu gründen, ob die ersten Erfolge ihn erst nach und nach und weiter und weiter zogen, wir sehen in Alexander den göttlichen Funken, der Räume überspringt und dessen Herrschaftsgebiet die Welt ist. Die alten Kulturstätten fallen ihm zu, Tyrus, Ninive, Babylon, Susa; auf heute noch kaum zugänglichen Heerstraßen, durch Wüsten und über die höchsten Gebirge führt sein Weg, Kabul, Herat durchschreitet er, um über den Hindukusch in das Tal des Tigris hinabzusteigen, wo dann endlich die Kraft seiner getreuesten Gefolgschaft versagt und ihn zu langsamer Umkehr zwingt. Die gewonnenen Schlachten erscheinen auf diesem Alexanderzug fast selbstverständlich und gering neben der Riesenhaftigkeit der Feldzug- und Eroberungspläne.

In keinem Augenblick seiner Unternehmungen haben wir das Gefühl der Unsicherheit, des Abenteuerlichen. Erst nachdem er in seinem Mazedonien Ordnung geschaffen, sich der Griechen versichert hatte, erst nachdem sein Heer in kleineren Unternehmungen geschult — erst dann zog er zu seinem Weltkrieg aus. Nie verlor er die Verbindung mit der Heimat, seiner eigentlichen Operationsbasis — und was wollte das damals heißen bei den Riesenentfernungen nicht nur, sondern

bei dem uns heute kaum mehr vorstellbaren Fehlen aller technischen Nachrichtenmittel! Er erreichte das nur durch den sorgfältigen Aufbau seiner Etappe, dadurch, daß er das hinter ihm liegende Land durch militärische Besetzung, weise Verwaltung und den Schrecken seines Namens in Gehorsam hielt. Die so notwendige Erhaltung der Schlagfähigkeit seines Heeres war eingehend vorbereitet. Wichtig blieb der Ersatz des durch Marsch- und Schlachtverluste, durch zurückgelassene Sicherungsbefestigungen immer wieder eintretenden Abgangs; von der Erhaltung der Qualität seiner mazedonischen Kerntruppe hing aber alles ab. Wir wissen, daß ihn zweimal, in Ägypten und in Mittelasien, Ersatztransporte erreichten. Wie immer bei einem großen Feldherrn, zog sein Name auch Hilfskräfte aus den eroberten Ländern heran. Einmal darf ich eine Zahl geben: in achteinhalb Kriegsjahren hatte Alexander 18000 Kilometer zurückgelegt, als er sich in Babylon der Organisation seines neu geschaffenen Weltreichs widmen wollte.

Wie war nun der Mensch beschaffen, der solche Laten vollbringen konnte? Viel Sage hat sich um seine Gestalt geschlungen. Eins war sicher ihm eigen, was zum großen Führer gehört: der Einfluß auf seine Soldaten und auf alle, die in seinen Bann kamen. Daraus können wir mit Recht auf persönliche Tapferkeit schließen, die damals bei einem Heerkönig selbstverständliche Voraussetzung war, aber auch auf die große Königs- und Feldherrnkunst, Menschen zu erkennen und zu behandeln. Sein griechisch geschulter Geist und ererbte Staatskunst ließ ihn Sitten und Gebräuche der eroberten Völker schonen, oft mehr, als es seiner kurzschichtigen mazedonischen Gefolgschaft lieb war.

Auf der Höhe seiner Erfolge und seines Lebens schnitt ihm die Parze den Faden ab. Ein Komet verschwand. Ein Riesenbau zerfiel. Keine persönliche, nur eine allgemein menschliche Tragik weht über sein unbekanntes Grab.

*

„Wenn einem schwächeren Staat ein gewisser, aber der Zeit nach unbestimmter Vernichtungskrieg bevorsteht, werden die klügeren, entschlosseneren, hingebenderen Männer, die zu dem unvermeidlichen Kampf sich sogleich fertigmachen, ihn zu günstiger Stunde aufnehmen und so die politische Defensive durch die strategische Offensive verdecken möchten, überall sich gehemmt sehen durch die träge und feige Masse der Geldesknechte, der Altersschwachen, der Gedankenlosen, welche nur Zeit zu gewinnen, nur in Frieden zu leben und zu sterben, nur den letzten Kampf um jeden Preis hinauszuschieben bedacht sind.“

Dieser erstaunliche und prachtvolle Satz entstammt Mommsens Römischer Geschichte, wo er im ersten Band zu finden ist, als der große Historiker von

Hannibal

spricht. In ihm sehen wir den politischen Feldherrn verkörpert. Sohn eines großen Soldaten und Patrioten, von Jugend auf unter dem Druck der Bedrohung der Heimat durch Rom stehend, im Feldlager aufgewachsen, mit den inneren Kämpfen in der Stadt ebenso vertraut wie mit dem Kriegstheater in Nordafrika und Spanien, wird er vom Heer an seine Spitze gestellt, als der Vater und der Schwager, der eine in der Schlacht, der andere von Mörderhand gefallen waren. So kam der älteste aus Hamilcars „Löwenbrut“ zum Feldherrnstab, versehen mit den Weihen, die Blut und Aufzucht verleihen. Ein Erbe, der vom Vater die Aufgabe, das Vaterland, auch gegen es selbst, zu retten und das Mittel dazu, das Heer erhielt. Die Aufgabe, die ihm zufiel, wies nicht ins Grenzenlose; zu weiten Eroberungsplänen reichte der Geist und die Kraft des karthagischen Staates nicht; aber er sah weiter als der Staat und seine Herren, er sah den unausbleiblichen Untergang Karthagos voraus, wenn es nicht gelang, Rom zu vernichten. Nicht in Afrika, nicht in Spanien, nicht vor den Toren der Stadt war die Heimat zu retten, sondern auf dem Kapitol; nicht durch Verteidigung, sondern durch An-

griff, und so formte Hannibal sich den Plan des Zuges gegen Rom. Er, der Sohn des Volkes, dessen Macht mehr auf dem Wasser als auf dem Land einst lag, scheute den unsicheren Weg zur See und faßte den kühneren Plan, auf festem Boden und weitem, aber sicherem Weg den Feind im eigenen Land zu erreichen. Das hieß, mit dem großen Heer, mit Elefanten und Troß die Pyrenäen, das südliche Frankreich mit seiner unsicheren Bevölkerung, die reisende Rhone, die Alpen zu überschreiten.

Es gelang; nach schweren Strapazen und noch schwereren Verlusten stieg das karthagische Heer Ende September in die norditalienische Ebene herab, wo es zunächst Erholung, Verbindung mit befreundeten Völkern, der Feldherr die nötige Operationsbasis für den Angriff auf Rom fand.

Nun begann ein Krieg, der zehn Jahre dauern sollte und der in seinen Wechselfällen für den Soldaten und den Historiker von unendlichem Interesse ist. Es ist der Kampf des Genius eines Mannes gegen den Genius eines Staates. Zweimal, am Trasimenischen See und bei Cannae, vernichtet Hannibal Roms Heere; aber jedesmal überwand er nur die Generale, nicht die Stadt. Durch immer neue Einfälle seines Heeres, durch überlegene Beweglichkeit und Feldherrnkunst erhält er sich stets in bedrohender Nähe, immer hoffend, durch seine Politik die italienischen Bundesgenossen Roms zum Abfall, den mazedonischen Bundesgenossen zum endlichen Eingreifen, die Heimat zu nachhaltiger Unterstützung zu bewegen — und alles endlich vergeblich. Den Schlag auf Rom kann er nicht wagen; dazu ist er nie ganz stark genug, und die Festigkeit des römischen Senats und Volkes ist durch Drohung und Außenkämpfe nicht zu erschüttern. Langsam läßt ihn die Heimat im Stich, die karthagische Friedenspartei, die — um wieder mit Nommensen zu sprechen — „zu allen Zeiten bereit war, den Sturz des politischen Gegners mit dem des Vaterlandes zu erkaufen“; langsam sinkt die eigene Kraft; allein die Brüder aus Spanien suchen Hilfe zu bringen — zu spät. Als Rom in Scipio einen ebenbürtigen Gegenspieler gewinnt, als Sizilien, Spanien verlorengehen, Afrika bedroht ist, muß Hannibal zurück, um die eigene Vaterstadt zu schützen. Es gelingt ihm, der nach sechsunddreißigjähriger Abwesenheit, nach großartiger, aber durchaus vergeblicher Heldenlaufbahn als letzter der Löwenbrut zurückkehrt, noch einmal, sein Volk zur Latkraft hinzureißen; aber bei Zama kehrt ihm der Kriegsgott den Rücken. Er schließt noch in großartiger Fügung in das Unvermeidliche mit dem hochherzigen und weitblickenden Scipio den denkbar günstigen Frieden, um dann von dem dankbaren Vaterland aus der Stadt gejagt zu werden.

Im den östlichen Fürstentümern findet er willkommene Aufnahme und setzt den Kampf gegen Rom hier fort, bis ihn Kleinmut fallen läßt und er, von Roms Häschern umstellt, sein Leben selbst beendet. Das Grabmal, das ihm ein römischer Kaiser, Septimius Severus, selbst ein Afrikaner, errichtete, ist verschwunden; aber noch heute nennt der Volksmund einen Totenhügel am Rande des Marmarameers, den zwei Zypressen krönen, Hannibals Grab.

*
Einem neuen, ganz anders gearteten Feldherrntyp gibt
Cäsar

seinen großen Namen. Wir sehen den Kaiser als Feldherrn entstehen, den Staatsmann, von dem nur ein Teil, wenn auch ein wichtiger und grundlegender, der Feldherr ist. Die Größe des Feldherrntums leidet nicht unter dieser Teilung; im Gegenteil: sie gewinnt größere Form, weil sie jederzeit durchdrungen ist von den großen politischen Zielen. Täuschen wir uns nicht dadurch, daß mancher seiner Nachfolger der Genialität des Feldherrn ermangelte; mit dem Begriff des Kaisers war doch der des obersten Heerführers verknüpft und blieb es noch lange, als die römischen Kaiser deutscher Nation nach Italien zogen.

Cäsars Jugend war nicht eigentlich militärisch, wenn auch in dem Mitglied der alten gens Julia nie das Kriegerblut ausstarb, und wenn auch der Sport ihn auf den soldatischen Beruf vorbereitete. Er kam über die Politik zum Feldherrntum; denn wer Provinzen beherrschen wollte, mußte das Befehlshaber führen können, und wer politischen Ehrgeiz im Inneren besaß, mußte nicht nur kriegerischen Lorbeer, sondern, was mehr war, ein ihm ergebenes Heer in die Waagschale werfen. Doch wäre es falsch, seine ersten großen Kriegszüge unter dem Gesichtswinkel der Parteipolitik zu sehen; es ist gerade das Imperatorische in ihm, das seine Aufgabe darin sieht, des Reiches Grenzen zu sichern und für diese Sicherung zu erweitern. Daher muß das Gallierland unterworfen werden, nicht nur um Ruhe zu schaffen an der italienischen Grenze, sondern auch des Kräftezuwachses wegen für das den neuen Weltaufgaben nicht mehr gewachsene Mutterland. Die Germanen müssen hinter ihren Rhein verwiesen werden, dessen Überschreitung durch Cäsar ihnen auf vierhundert Jahre die Lust zum Vordringen nimmt; nach England muß er hinüber, um die Keltenmacht zu zerbrechen. Dann, immer größer und immer verantwortlicher für das neue Imperium werdend, muß er im Osten die Römerherrschaft festigen, ausdehnen, begründen. Das sind die großen äußeren Ziele, die ihm sein kaiserliches Feldherrntum steckt.

Das Genie hatte aus diesem Verwaltungsbeamten den großen Kriegsmann gemacht. Er erfindet aus seinem Kopf ganz neue Kriegsmethoden, neue Formen der Legionärtaktik, er versteht es, sich aus den unterworfenen Völkern neue Truppen zu schaffen, er greift aber auch selber zum Schwert und stützt durch sein Beispiel bei einem Lagerüberfall die weichen Legionen. Er gewinnt aber vor allem — und das ist die unerlässliche Eigenschaft des Feldherrn, das unbedingte Vertrauen seines Heeres, das ihm durch alle wilden Länder, aber auch gegen die eigene Heimat folgt. Der wahre Führer wird seinem Heer zum Vaterland.

Cäsars staatsmännische Feldherrngröße und ein Teil seines sprichwörtlichen Glücks liegen im klassischen Maßhalten. Eine wunderbare Ruhe geht von dieser Gestalt aus, die das Maß der Dinge in sich selbst trägt, und der Leidenschaft, ohne die kein Mann wirklich groß ist, nie gestattet, die Herrschaft über das Denken an sich zu reißen, ja nur an die Oberfläche zu kommen; aber instinktiv müssen seine Soldaten, die ihm folgten, das heiße Herz gefühlt haben, das für sie und für Roms Größe schlug.

Das Ende?

„In dem Mantel sein Gesicht verhüllend,
Grad am Gestell der Säule des Pompejus,
Von der das Blut rann, fiel der große Cäsar.“

Und sein Grabmal? Das ewige Rom.

*

Schließt hiermit also das Buch antiken Feldherrntums? Ich glaube nicht. Wir wollten keinen Zeitabschnitt umgrenzen, sondern einen Begriff versuchen festzuhalten, und was nützte uns das Studium und die Betrachtung antiker Größe, wenn wir ihre Wirkung auf die folgenden Geschlechter nicht verfolgen, die Vorbilder nicht in uns weiterleben lassen wollten? Unendlich zahlreich sind die Formen, unter denen sich, wie alle historischen Erscheinungen, auch die großen Kriegszüge und damit auch ihre Träger uns darstellen. Sie ihrem Range nach zu ordnen, ist ein unfruchtbares Beginnen; aber es hat seine Reize, an die, welche die Geschichte in die erste Reihe erhob, mit dem Maßstab antiker Größe heranzutreten.

Ich habe versucht, aus dem Begriff des antiken Feldherrntums das ewig Bleibende, das Menschliche zu entwickeln, und so lassen Sie mich denn schließen mit den Worten aus der Antigone: „Viel Gewaltiges gibt's. Doch nichts ist gewaltiger als der Mensch.“



Seeschlacht zwischen Holländern und Engländern im Juni 1666.

Gemälde von Willem van de Velde (1633—1707) im Rijksmuseum Amsterdam.

Englands europäische Kriege waren stets Kämpfe des Neides gegen einen wirtschaftlich starken Festlandsstaat. Die jeweils aufsteigende Großmacht wurde angegriffen und zertrümmert. Der Vernichtung der Spanier folgte die der Niederländer. Dieser Kampf wurde in drei heftigen Kriegen (1652 bis 1674) fast ausschließlich zur See ausgetragen. Trotz glänzender Siege in großen und größten Seeschlachten — Texel, Downs, Portland, Viertageschlacht, Themse — mußte das tapferere kleine Festlandsvolk, das unter seinem genialen Admiral de Ruyter bewundernswert kämpfte, schließlich doch der englischen Übermacht unterliegen. Während dieser Kämpfe erschienen mehrfach holländische Schiffe in der Themsemündung und bedrohten z. B. 1667 sogar ernstlich London.

Deutschland und England.

Von Houston Stewart Chamberlain.

Es ist von besonderem Reiz, zuweilen in alten Büchern zu blättern; auch wenn man glaubt, die darin beleuchteten Probleme hätten sich inzwischen so gewandelt, daß eine Rück Erinnerung höchstens historischen Wert besitzen könnte. Manchmal — doch fangen wir nüchtern und sachlich von vorn an: Ein sehr geschätzter Mitarbeiter bot uns, angeregt durch unsern im März/April-Heft erschienenen Aufsatz „England im Hohlspiegel der Franzosen“, eine ausgezeichnete Studie über „England im Lichte der Geschichtsforschung Heinrich von Treitschkes“ an. Die Arbeit verzichtete vom ersten bis zum letzten Satz auf irgendwelche „aktuellen“ Vergleiche, sondern ließ fast ausschließlich Treitschke sprechen. Aber diese Sätze klangen, als ob sie gestern geschrieben seien. Wir haben trotzdem vorläufig von einer Veröffentlichung abgesehen, behalten uns jedoch vor, zu gegebener Stunde darauf zurückzugreifen. Denn wenn auch Treitschke in einer Zeit lebte, die von äußeren Spannungen zwischen Deutschland und England frei war, mag im gegenwärtigen Augenblick sein Urteil, auch wenn es ausschließlich aus der Blickrichtung des unbestechlichen Geschichtsforschers gefällt ist, hier und dort als voreingenommen gewertet werden. Gerade jetzt aber erschien es uns vor allem angebracht, auf Urteile zurückzugreifen, die, auch mit „neutralen“ Augen gesehen, als in jeder Beziehung einwandfreie Zeugnisse für die Notwendigkeit des Entscheidungskampfes zwischen deutscher und englischer Weltanschauung zu werten sind. Und man erinnerte sich dunkel an einige schmale Hefte, die neben ein paar anderen vor rund einem Vierteljahrhundert das „Sturmgepäck des Geistes“ eines Kriegsfreiwilligen von 1914 bis 1918 bildeten und die inzwischen als überflüssiger Ballast beiseite gelegt waren, ohne daß man sich völlig von ihnen zu trennen vermochte. Enthielten sie doch Gedanken, deren Wichtigkeit damals für jeden festzustehen schien, der sich den Blick für die hinter der Jahrhundertwende aufdämmernden ersten Zeichen einer Weltwende gewahrt hatte.

Und damit sei dem Engländer Houston Stewart Chamberlain, dem Verfasser der „Grundlagen des XIX. Jahrhunderts“, das Wort überlassen, der, angewidert von dem kulturellen, geistigen und moralischen Tiefstand Englands, seit 1908 in Deutschland eine neue Heimat gefunden hatte. Seine Gedanken sind ausgegraben aus seinen in den Jahren 1914 bis 1917 bei F. Bruckmann erschienenen „Kriegsaufsätzen“.

I. Ideal und Macht.

Zu dem furchtbaren Kampf, der uns umtobt, ist Deutschlands Sieg ganz gewiß letzten Endes an ideale Bedingungen geknüpft; der Waffensieg allein würde kein Sieg sein. Man weiß — ich hoffe wenigstens, daß es endlich gelungen ist, den Deutschen die Kunde zu vermitteln, gegen deren Verbreitung führende Kreise sich lange sträubten — man weiß also, daß Deutschlands Feinde den Plan verfolgen, die Kraft Deutschlands endgültig zu brechen; dieser Plan umfaßt alle nur denkbaren Beziehungen und ist bereits bis ins Feinste ausgearbeitet

und in einem weltumspannenden Netze organisierter Bekämpfung alles Deutschen am Werke; der Vollendung dieses Werkes soll der kommende Friede dienen. Auf diese Weise soll das Deutsche zermalmt werden — auf daß es nie wieder erstehe; der Deutsche mag dann weiter als einsiger Sklave den herrschenden Engländern und Amerikanern als Gelehrter, Kellner, Chemiker usw. dienen. So genau empfinden unsere Feinde das Deutsche als den geborenen Zerstörer ihrer Zivilisationsmethode des allbeherrschenden Mammons, so genau wissen sie, daß es einen Kampf auf Leben und Tod gilt!

England verfolgt seit drei Jahrhunderten den Plan, Herr der Welt zu werden, sich ein Weltmonopol zu schaffen: es hat jeden Staat zerstört oder bis zur Gefügigkeit geschwächt, der diesen Plan gefährdete; jetzt ist Deutschland an der Reihe; die Heißsporne verlangen dessen gänzliche Zerstörung, die leitenden Politiker erklären, sich mit der dauernden Schwächung begnügen zu wollen, mit der Herabsetzung Deutschlands auf den Stand eines mitteleuropäischen Spaniens. Über die feste Absicht Englands, diesen Plan durchzuführen, besteht nicht der Schatten eines Zweifels, und zwar um so weniger, als wir die wandellos konsequente Haltung der Jahrhunderte vor Augen haben. Daß der früheste politische Theoretiker Englands, Hobbes (Mitte des 17. Jahrhunderts), in seinem Hauptwerk den Staat „Leviathan“ nennt — also mit dem Namen des alles verzehrenden alttestamentarischen Ungeheuers belegt, und daß er darin die rechtliche Begründung der Eroberungspolitik aufstellt, ist gewiß beachtenswert; nicht minder, daß das Titelblatt den König von England zeigt, der die Welt umfaßt, darüber als Sinnpruch: „Non est potestas super terram quae comparetur ei.“ In seiner späteren Schilderung der Kriege Englands mit den Niederlanden entschuldigt Hobbes die unprovokierten Angriffe der englischen Flotte mit der einfachen Behauptung: „Die Herrschaft der Meere gehört den Engländern!“ An einer weiteren Stelle heißt es: „Da die Niederlande eine Flotte hatten, so war vorauszusehen, daß sie die englische Flotte würden zerstören wollen!“ Worte, die heute gesprochen sein könnten.

Der wahre Todfeind ist England, weil England allein auf Hegemonie zusteuert, das heißt auf die Oberherrschaft über die ganze Welt, und zur Erreichung dieses erstrebten Zieles viele Trümpe in der Hand hält, wie da sind: unmittelbare oder mittelbare Beherrschung ungeheurer Ländermassen (England 33 Millionen Quadratkilometer, Deutschland 3 Millionen) und ungeheurer Menschenmengen (438 Millionen gegen 80 Millionen); die entsprechend große Verbreitung der Sprache, vermehrt um etwa 90 Millionen Bewohner der Vereinigten Staaten, woraus eine gewaltige Verbreitung der englischen Kultur erfolgt; dazu kommt die Erfahrung von Jahrhunderten, was (wie der Physiker sagen würde) „gewonnene Beschleunigung“ bedeutet. Englands Kraft ist nicht wie die russische eine bloß mechanische, vielmehr ist sie eine dynamische — nicht bloß totes Gewicht, sondern lebendiges, bewegliches, sich nach Bedarf verwandelndes und anschmiegendes Wirken. Der Wille zur Macht siegt hier über jede Vernunft und über alle Moral; einzig ein ebenso starker und zu-

gleich reinerer Wille — ein von bewußt höherer Kultur getragener — könnte ihn überwinden; sonst bleibt nur Unterwerfung oder Vernichtung.

Bei meinem letzten Aufenthalt in England (1908) erschreckte mich der geradezu rasende, blinde, zerstörungswütige Haß gegen Deutschland, den ich dort antraf. Überall war von Krieg die Rede; überall von Ausrottungskrieg. Sie werden mir sagen: das waren keine Staatsleute; ganz richtig, es waren aber anständige Offizierskreise. Und da

dieser Haß nicht angeboren ist und früher nicht existierte, muß er von jemandem gewollt worden sein. Ich habe in den letzten Jahren nur eine englische Zeitung regelmäßig verfolgt: die „Times“ in ihrer Wochenausgabe; planmäßiger kann nicht zum Kriege geschürt werden... mit systematischer, tückischer, vor keiner Lüge zurückschreckender List... Die wenigen Jahre Eduards VII. haben unglaublich verheerend gewirkt; seine Gemeinheit scheint er dem ganzen Lande eingimpft zu haben. Ich war entsetzt vor der Roheit, die ich in England 1907 und 1908 antraf — Roheit auf der Straße und rohe stalknechtmäßige Geistesart und Gesinnung bei der jüngeren Generation der oberen Zehntausend... Übrigens traue ich England in der Politik von jeher einen Grad von Niedertracht zu, der alle diplomatisch begreifliche Schlaueit usw. hinter sich läßt... Diese Nation ist als politischer Körper ohne jede Spur von moralischem Gefühl...

Die große mittlere Tatsache, die absolut einfache Tatsache, für die es ebenso leicht ist, eine Million Belege beizubringen wie einen einzigen Beleg, die Tatsache, auf die allein es ankommt und die man sich durch kein diplomatisches Gewäsche je sollte verdunkeln oder abschwächen lassen, ist diese: Schon seit Jahren ist die Vernichtung des Deutschen Reiches der eingestandene oder uneingestandene Wunsch und die immer fester werdende Absicht aller politisierenden Engländer — und jeder

gebildete Engländer politisiert von früh bis abend. Die Entwicklung, die Eduard VII. mit Hilfe der von ihm gekauften Presse und einer Reihe klug erfonnener Maßregeln herbeiführte, besteht lediglich darin, daß aus dem mehr oder weniger unbewußten Traum — dem man allerdings eine andere Richtung hätte geben können — über Nacht die bestimmte Absicht, der Entschluß und schließlich die Handlung ward. Jetzt fand die alte Rivalität, die von 1814 bis 1870 und bis 1900 bei vielen Gelegenheiten sich verraten hatte, Wort und Gestalt.

Da ich hier nicht von hoher Politik, sondern von allgemein verbreiteten Stimmungen rede, so erlaube man mir, Belege aus dem alltäglichen Leben zu wählen. Von eigenen Erleb-



Der englische König als Leviathan.
Titelblatt zur Erstausgabe von Thomas Hobbes „Leviathan“
aus dem Jahre 1651.

Schon Hegel nannte Hobbes „Leviathan“, der eine philosophische Untermauerung des skrupellosen englischen „Machtstaates“ zu geben versucht, „ein verrufenes Buch“. — Das Titelblatt zeigt den Leviathan, ein mythisches, aus zahllosen kleinen Menschen zusammengesetztes Ungeheuer, das Hobbes bezeichnenderweise als Symbol des Staates in der Gestalt des englischen Königs deutete mit der Überschrift: „Keine Macht auf Erden kann mit ihm verglichen werden.“

nissen habe ich schon gesprochen; um den Kreis zu erweitern, ziehe ich die Erfahrungen anderer heran. Gerade heute früh z. B. erhalte ich einen Brief von einer deutschen Dame, die vor acht Jahren mehrere Monate in einer englischen Familie in England zubrachte. Sie habe sich, erzählt sie, in freundschaftlicher Umgebung dort wohl gefühlt; nur habe der Hausherr — ein sonst zartfühlender und ritterlicher Mann — oftmals beim Frühstück, während er seine Zeitungen durchslog, zwischen den Zähnen gemurmelt: „We must soon make up our minds to crush Germany, Es ist an der Zeit, daß wir uns entschließen, Deutschland zu zertreten!“ Immer stellte es sich dann heraus, daß irgendeine neue Leistung Deutschlands gemeldet war: ein bedeutender Zuwachs der Ein- und Ausfuhr oder eine neue chemische Erfindung oder ein neues Passagierdampfschiff, größer als die größten englischen. . . . Die Antwort darauf aus dem Munde eines sonst harmlosen Privatmannes: Crush Germany! Drei weitere Briefe von Damen, die innerhalb der letzten zehn Jahre in England weilten, erhielt ich mit fast buchstäblich dem gleichen Inhalt; die eine hatte im äußersten Norden zwei Jahre gelebt, eine andere in London, die dritte an der Südwestküste. — Von besonderem Werte ist der Brief eines Schweizer Gastwirtes, der, wie er sagt, „als Wirt und noch dazu Schweizer keine Politik treiben darf“, der aber Ohren zum Hören hat. Ein solcher Mann, dessen Haus europäischen Ruf genießt, ist in der Lage, großen Reichtum an Erfahrung anzusammeln; er sieht und hört Menschen aus allen Ländern und Gesellschaftskreisen. Meine „Kriegsaufsätze“ regten ihn an, mir zu bezeugen, daß auch er niemals einem einzigen auf Krieg lusternen Deutschen begegnet sei, daß er dagegen seit zehn Jahren und mehr alle Engländer und auch alle Engländerinnen Tag für Tag in der Halle seines Gasthauses von der Notwendigkeit und Unabweisbarkeit eines Krieges Englands gegen Deutschland reden hörte, der zur vollkommenen Vernichtung des Deutschen Reiches führen müsse. Er legt mir sogar Briefe seiner Gäste an ihn bei, welche die deutschfeindliche Gesinnung bezeugen. Einzig ein paar Irländer kennt er, die aufrichtige Sympathie für ein politisch starkes Deutschland bekunden, während sie von den Engländern als von einer „Verbrecherbande“ reden. Also auch dieser „neutrale Beobachter“ bezeugt: Schon seit Jahren stehen alle Engländer unter der fixen Idee eines Vernichtungskrieges gegen Deutschland. — Besonderen Wert besitzen die Mitteilungen eines hochbejahrten deutschen Freundes und Gönners,

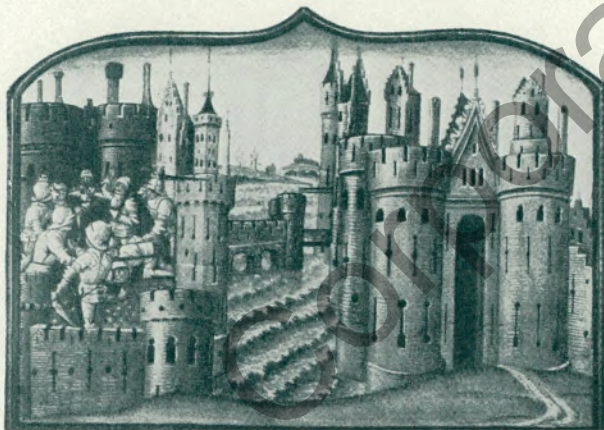
eines allverehrten Kunstmäzens. Während der letzten vierzig Jahre hat er, wie wenige, die Gelegenheit besessen, andauernd herzlichen Verkehr mit vornehmen englischen Familien zu pflegen: sein Zeugnis deckt sich genau mit dem der vier Damen und des Gastwirtes sowie mit dem meinigen. Einer der höchsten Offiziere der englischen Armee, Träger eines alten gräflichen Namens, seinem deutschen Freunde übrigens wärmstens zugetan, sagte diesem vor etlichen Jahren: „Mein

Bester, es geht einmal nicht anders, we must cripple Germany, before she gets too strong for us, Wir müssen unbedingt Deutschland zum Krüppel machen, ehe es uns an Stärke überholt hat.“ Ein anderer Adliger drückte sich vor drei Jahren noch drastischer aus: „We must throttle Germany, es ist unsere Pflicht, Deutschland zu erdroffeln.“ — Diese kleine Auswahl aus verschiedenen Lebensstellungen mag für heute genügen, jene große, grundlegende Tatsache vor Augen zu führen, von der man in allen Blau- und Weiß- und Gelbbüchern der Welt kein Sterbenswörtchen erfahren wird: Es handelt sich um eine allgemeine Seelenstimmung der Engländer; diese Stimmung erweist sich uns als zugleich verblüffend einfach und haarsträubend zynisch. Andererseits darf man nicht ihre unermessliche Naivität übersehen, denn das ist der restende Zug daran. Nur so läßt es sich erklären, daß England fast auf alle Deutschen, die es kennenlernten, eine große Anziehung ausübte. Ein deutscher Offizier, der erst am Vorabend des Krieges von dort zurückberufen wurde, schreibt mir aus dem Schützengraben: „Ich habe mich in England gar nicht als Fremder gefühlt, so gastlich bin ich drüben aufgenommen worden.“ Es handelt sich, wie man sieht, nicht um Haß, durchaus nicht, sondern um die Hypnose einer Notwendigkeit. Jener gräfliche Offizier liebt seinen deutschen Freund, bewundert

Deutschland; er sagt sich aber: wenn England nicht Deutschland einschlägt, schlägt Deutschland England klein. Daß Deutschland an Krieg nicht dachte, am allerwenigsten an Krieg gegen England, mit dem als dem ihm nächst verwandten Volke es sich berufen glaubte, edelste germanische Kultur über die Welt zu verbreiten, das ist nie irgend jemandem gelungen, einem Engländer beizubringen. Denn die politische Theorie Englands lautet seit zwei Jahrhunderten: Wir Inselvolk haben nur so lange Macht, als wir Allmacht besitzen. Natürlich ist „Allmacht“ nur ein Ideal, ein zu Erstrebendes, doch es wird unablässig erstrebt; es findet in der tatsächlichen Beherrschung aller Meere ein bedeutendes Pfand,



Einfall der Engländer in Frankreich 1340.



Belagerung von Calais durch die Engländer im Jahre 1347.

Aus den Miniaturen zu den englisch-französischen Kriegen des 14. Jahrhunderts nach der Handschrift des Froissart.

Schon früh erkannten die Engländer den strategischen und verkehrspolitischen Wert von Calais. In dem 1340 von Eduard III. begonnenen Erbfolgekrieg gegen Frankreich wurde Calais sogleich belagert, anfangs allerdings ohne Erfolg. Erst nach der blutigen Niederlage der Franzosen bei Crécy gelang es den Engländern 1347 die Stadt nach einer erneuten Belagerung von über elf Monaten zu nehmen. Nach dieser Einnahme wurde Calais über zweihundert Jahre lang von den Engländern nicht wieder herausgegeben. Von jedem britischen Staatsmann bis in die jüngste Zeit hinein ist die große Bedeutung von Calais für England immer wieder hervorgehoben worden.

und was noch fehlen mag, wird durch fluge Verbindungen und systematisch herbeigeführte Schwächung anderer, auch durch wirksame Vortäuschung und Renommiererei möglichst wettgemacht. Die Hauptsache ist, daß jedem Engländer von Kindesbeinen an beigebracht wird, sein Vaterland sei von Gottes Gnaden zur Weltherrschaft berufen, und daher sei auch jedes von England an anderen Ländern verübte Unrecht — jeder Verrat, jeder Raub, jeder Vertragsbruch — in Wirklichkeit die Ausübung eines Rechtes.

Worauf es nun für uns Deutsche ankäme, wäre, zu begreifen — was leider selbst an hohen und entscheidenden Stellen vielfach noch nicht begriffen wird —, daß der Kampf, in dem wir jetzt seit

etwa zwanzig Jahren stehen, und in dem wir voraussichtlich noch lange stehen werden, im letzten Grunde ein Kampf der Ideale. Deutschland und England haben in Geist und Gemüt viel Verwandtes; sie streben aber nach zwei genau entgegengesetzten Richtungen hin und können daher unmöglich nebeneinander hergehen — es sei denn, eines von beiden gibt die ihm eigene Richtung auf. Gegen ein in jeder Beziehung „mäßiges“ Deutschland hätte England nicht das Geringste einzuwenden. Am Einverleiben anderer Nationen liegt England wenig; ihm genügt es vollkommen, sie tatsächlich zu beherrschen. Wer sich nicht fügt, wird unterdrückt — bis er sich fügt — siehe Griechenland. Wenn also wirklich einzig kaufmännische und politische Interessenfragen vorlägen — nicht nationale Lebensfragen von entscheidender Bedeutung —, so wäre eine Einigung leicht zu erzielen. Unter der Bedingung der tatsächlichen — wenn auch nicht augenfälligen — Unterordnung würde England gewiß bereit sein, Deutschland in das von ihm beherrschte „Weltsyndikat“ aufzunehmen: ihm bescheidene Beteiligung am Kolonialbesitz gewähren, angemessene Beteiligung an Welthandel und Weltindustrie usw. Mit vollkommener Gewißheit würde unter diesen Bedingungen auch das lästige Überhandnehmen von deutscher Wissenschaft und Kunst aufhören; die Ausgaben für das Unterrichtswesen, die heute die englischen um das Zweieinhalbfache übertreffen, müßten stark herabgesetzt werden, die hohen Dotationen für Forschungszwecke würden verschwinden, das liebliche Geschlecht der Analphabeten würde wieder Fuß fassen — die anderen Länder könnten in Ruhe verschmaufen; obnein würde bei der schnellen Abnahme der verhältnismäßigen Verbreitung der deutschen Sprache jede geniale Veranlagung aus Deutschland in weitere Gefilde hinausdrängen. England hat Zeit;

es würde nicht roh und hastig vorgehen; wenn es nur die Oberhand endgültig gewänne, das würde ihm zunächst genügen; das Unterbinden der verschiedenen Lebens- oder wenigstens der Kraftadern würde dann nach und nach geschehen; das heruntergekommene Geschlecht der Deutschen würde es wahrscheinlich kaum merken — es wäre denn, daß hier und da in altfränkischen Winkelstädtchen ein „erhitzter Chauvinist“ als fossile Erscheinung ein verlachtes Traumdasein führte, verloren in die anbetende Verehrung längst „überwundener“ Größen, wie Kant, Friedrich, Blücher, Fichte, Schiller, vom Stein, Goethe, Bismarck, Moltke, Tirpitz usw., arme, unmaechtige Menschen, Überbleibsel aus der Epoche vor Anbruch der großen pax britannica.

Und warum geht das nicht? Warum lebt sich — bewusst und unbewußt — ganz Deutschland dagegen auf und will lieber, wenn es sein muß, in dem „Kampfums Dasein in großen“ (den Bismarck voraus sah) untergehen als von Englands Gnaden weiterleben? Man mag die Sache drehen und wenden, wie man will: die politische Frage läuft zuletzt auf eine Seelenfrage hinaus — auf ein Ideal. Auch England besitzt ein richtunggebendes Ideal. Keiner beurteilt die Quellen der britischen Übermacht richtig, wenn er außer acht läßt, daß hier eine zwar sehr naive, aber ungeheuer starke und unentwurzelter festgewachsene Idee zugrunde liegt und alles



Raleigh nimmt im Frieden einen spanischen Gouverneur gefangen.

Aus „Americae partes“, Frankfurt 1590.

Seit 1585 besuchte der britische Admiral Sir Walter Raleigh Jahre hindurch brandschatzend und seeräubernd die Nordküste Südamerikas und plünderte bei dieser Gelegenheit auch die spanischen Gebiete. Aus dieser Zeit stammt der in unserem Bild festgehaltene Vorfall. Dreißig Jahre später wurde Raleigh noch einmal im Auftrage der englischen Regierung nach Südamerika geschickt und plünderte wiederum die Kolonien Spaniens, mit dem England damals im tiefsten Frieden lebte. Um die Spanier zu beschwichtigen, opferte der englische König den krank heimkehrenden Admiral, der nur befehlsgemäß gehandelt hatte, seinen neuen Interessen und ließ ihn hinrichten.

mit sich reißt. Wie Kjellen mit Recht sagt: „Der Engländer glaubt, die Ausbreitung der Herrschaft Englands sei dasselbe wie die Kultur selbst, um nicht direkt zu sagen, wie die des Gottesreiches.“ Jeder Engländer ist davon überzeugt: von England beherrscht zu werden, sei das größte Glück, das einem Volke widerfahren könne. Darum sehen friedfertige, fromme, gütige Leute unter ihnen ruhig zu, wenn arme, nackte Matrosen mit Dumdumgeschossen hingemetzelt, wenn Tausende von Burenfrauen und -kinder gemordet, wenn Millionen von Asiaten durch Opium moralisch und physisch zugrunde gerichtet werden: um diesen Preis erkaufen sie eben den Segen britischer Oberherrschaft. Diese Idee besitzt eine solche Macht über die Geister, daß selbst hochgebildete, vielgereiste und sonst freidenkende Engländer sich ihr nicht zu entziehen vermögen. Dies ist die Idealisierung von Englands Weltherrschaftstraum. Ihm gegenüber tritt nun Deutschland mit einem anderen Ideal auf, und dieses Ideal können wir nicht besser benennen als mit dem Wort: Freiheit.

Freiheit für alle, gewährleistet durch Besittung!

In diesem Kampfe ist Deutschland der Protagonist aller. Daß es mit der eigenen Befreiung beginnen muß, liegt auf

„Gerechtigkeit für Irland!“

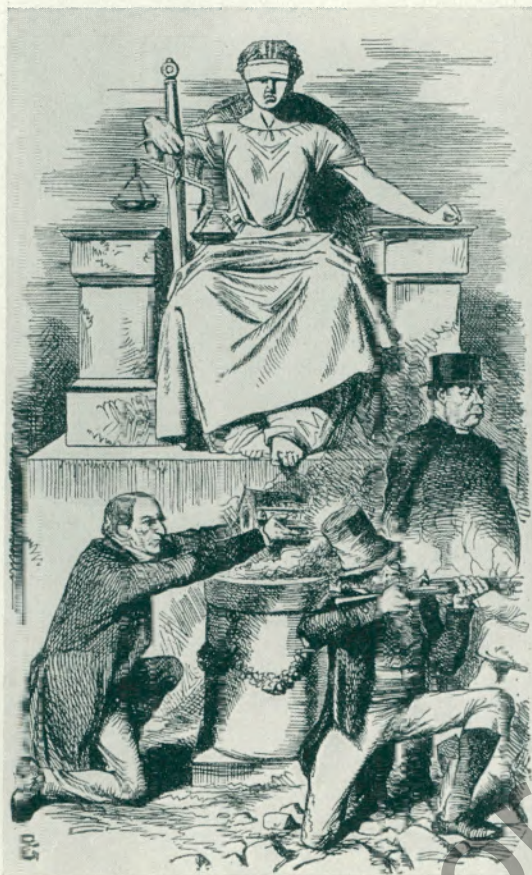
Seit seiner erzwungenen Verbindung mit England 1801 strebte Irland ununterbrochen nach Unabhängigkeit oder wenigstens nach Selbstverwaltung (Home Rule). Jahrzehntelang kämpfte Gladstone mit aller Stosskraft seiner bedeutenden Persönlichkeit gegen Disraeli und die herrschende Klasse, um für Irland die Selbstverwaltung zu erreichen — es gelang ihm nicht. Auf unserer Abbildung bespöttelt der Londoner „Punch“ einen Teilerfolg Gladstones: 1869 wurde die anglikanische Kirche in Irland entstaatlicht. (Bis dahin hatte die rein katholische Bevölkerung für diese evangelische Kirche hohe Steuern zahlen müssen!) Gladstone ist vor der Gerechtigkeit kniend dargestellt, der er die anglikanische Kirche opfert, ohne daß allerdings (nach Ansicht des „Punch“) diese Geste auf die Haltung der Iren irgendeinen Eindruck macht. Dieses Spottbild stammt aus den furchtbarsten Jahren Irlands. Damals war die Bevölkerung seit 1845 durch Hungersnöte, Auswanderung und militärische Maßnahmen Englands von acht Millionen auf vier Millionen zurückgegangen.

Unten: Steine statt Brot!

Die furchtbare Hungersnot in Irland 1845 hatte die Frage der Beseitigung der Kornzölle zur brennenden Tagesfrage gemacht. Die herrschende Schicht Englands widerlegte sich aber der Aufhebung dieser einträglichen Zölle so energisch, daß Peel und sein Nachfolger Russell als Premierminister gestürzt wurden, weil sie das irische Elend beseitigen wollten. Auf diese Haltung Englands spielt die zeitgenössische Zeichnung des „Punch“ an: Der wohlgenährte John Bull, der durch einen Federstrich das irische Hungerelend beheben könnte, bringt mit heuchlerisch barmherziger Miene dem irischen Volk Steine statt Brot und eine Schaufel zum Ausheben des Grates.

der Hand: die Freiheit hat nur noch eine Hoffnung: den Sieg Deutschlands über England. Dieser Sieg kann nur durch Macht erfochten werden. Wer in Deutschland den Willen zur Macht nicht hat, der hat auch den Willen zum Deutschtum nicht. Daß Deutschland seine geographische Lage stärken muß und historisch dazu berechtigt ist, hat mit Eroberungsgelüsten nichts zu tun. Friedrich der Große schreibt: „Jeder Krieg, der nicht zu Eroberungen führt, schwächt den Sieger und entnervt den Staat“; die bloße Tatsache, daß Deutschland zu Kriegen gezwungen wird, daß Frankreich es immer von neuem überfällt, und die Tatsache, daß England ihm mit geringer Mühe den Ausgang ins Meer sperren kann: alles das beweist, daß eingreifende Verichtigungen vonnöten sind, damit die vorhandenen herrlichen Kräfte, der ganzen Welt zum Segen, in einem dauernden Frieden zur Entfaltung kommen. Nicht um

„Eroberungen“ handelt es sich, sondern um unabweisbar notwendige Ausgestaltung. Auch die Frage, wie viele und wie



„Gerechtigkeit für Irland!“

Radierung aus der englischen Zeitschrift „Punch“ 1869.

Sonne“ zu fordern und nötigenfalls zu erstreiten, nicht aber könne Deutschland je daran denken, der großbritannischen Weltmacht als Rivalin entgegenzutreten; vielmehr müsse es sich mit der zweiten Stelle begnügen. Meiner Meinung nach wird hiermit alles preisgegeben; handelt es sich doch letzten Endes um eine Seelenfrage, um ein Ideal, ja, um ein Menschheitsideal. Die Politik kann Kompromisse schließen, das Gewissen nicht. In dem Vorgefühl dieses Widerstreites nannte Treitschke „das Anschmiegen“ Deutschlands an England „eine Todesünde“.

II. Deutsche Freiheit.

Auffallend häufig begegnet uns in ausländischen offiziellen Rundgebungen und Zeitungen die Behauptung: Deutschlands Feinde kämpften für die Freiheit und wider die Tyrannei. Schon lange wird die Meinung durch die Welt getragen: wohin es kommt, vernichtet Deutschland Freiheit. Auch ernste Männer habe ich angetroffen — z. B. Gelehrte in England und in Frankreich —, welche warme

Sympathie für deutsche Wissenschaft und Literatur hegten und dennoch meinten: politisch wäre es ein Unglück, wenn Deutsch-



Steine statt Brot für Irland!

Radierung aus der englischen Zeitschrift „Punch“ 1845.

lands Einfluß in Europa zunehmen sollte; denn dann wär's aus mit der Freiheit.

Daß König Georg V. in seinem Manifest an die englischen Kolonien diese Phrase wiederholt hat, würde an sich nicht viel besagen; denn dieser Monarch fand bisher so wenig Muße für seine humanistische Ausbildung, daß er vor wenigen Jahren den Namen Goethe noch niemals gehört hatte; wir erfahren aber daraus, wie sehr diese Behauptung zu einem Gemeinplatz geworden ist. Versuchte ich nun öfters im mündlichen Disput die entgegengesetzte Ansicht überzeugend vor Augen zu führen — Deutschland seit Jahrhunderten die eigentliche und einzige Heimat menschenwürdiger, menschenerhebender Freiheit —, so gelang es mir nicht, Verständnis zu finden oder zu wecken; Engländer und Franzosen — auch gebildete — denken nicht nach über das Wesen der Freiheit, über ihre unvergleichliche Bedeutung innerhalb der verwickeltesten Organisation der Menschenseele; vielmehr handelt es sich für sie lediglich um überkommene politische Begriffe. Wollte man hier gründlich aufklären — die falschen Vorstellungen zerstören, die richtigen aufbauen —, man müßte ein ganzes Buch schreiben. Ich beschränke mich darauf, von hüben und drüben einiges anzudeuten; nur Stoff zum Nachdenken will ich geben.

Fragen wir uns zunächst: Wie steht es in Wirklichkeit mit der so viel gerühmten politischen Freiheit Englands? Wollte man die bis 1688 heroische und blutige, später machiavellistische, ränkereiche innere Geschichte Englands in eine Formel zusammenfassen, man könnte sie nennen: Die Geschichte des Kampfes zwischen den Vertretern des Adelsstandes und dem Träger der Königswürde. Keiner dieser beiden Machtfaktoren dachte an Freiheit, jeder wollte nur die Macht an sich reißen. Als Cromwell auftrat, vereinten sich die beiden gegen den einzigen Mann und die einzige Richtung, welche fähig gewesen wären, wahre Freiheit in England zu begründen. Weiterhin war dann der Verlauf — dank der insularen Lage des Landes — sehr einfach, und daraus entstand nun das bis zum Überdruß als unerreichtes Muster gepriesene englische Parlament, in welchem das Unterhaus bis vor wenigen Jahren genau ebenso aristokratisch war wie das Oberhaus.

Seit langem wird England von einer Oligarchie regiert; der König ist eine Puppe — wenn er nicht, wie Eduard VII., ein Intrigant ist. Bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts konnte der Monarch, wenn er die nötige Energie besaß, bei der Wahl des Premierministers noch mitreden; dann verlor er auch dieses Recht, und das geheime Komitee der parlamentarischen Oligarchie herrscht seitdem allein. Zwar wird die

Fiktion der beiden Hauptparteien aufrechterhalten, und die stimmberechtigte Minderheit der männlichen Bevölkerung entscheidet über die Zeit der Ablösung der einen durch die andere; doch stecken die Führer beider Parteien unter einer Decke und halten gemeinsam alles fern, was sich in ihre Macht- und Beuteverteilung einzumengen Lust verspürt. Einzig die berufsmäßig regierende Kaste vergibt die Ämter; der Führer der vorübergehend obsiegenden Partei muß Premierminister sein; auch alle anderen Minister werden nicht etwa von der Partei, sondern von dem geheim waltenden Komitee aus-
eroren; König und Volk haben nichts dabei oder dazu zu sagen. Die Disziplin innerhalb der Parteien wird von den so-

genannten „Whips“, d. h. Peitschenschwängern, drakonisch geführt; wehe dem Mitglied, das eine eigene Meinung auszusprechen sich er-
kühnen sollte! Wohl hat, infolge der Wahlrechts-
erweiterungen, die erst Disraeli, später Gladstone einführt, das Haus der Gemeinen einen demokratischeren Anstrich bekommen; doch das System ist unverändert geblieben: die Aristokratie weicht der Plutokratie. Verlor das Haus an Vornehmheit, so genann es in den letzten Jahren an tyrannischer Gewalt. Durch die Beschränkung der Re-
defreiheit, namentlich durch Einfüh-
rung des sogenannten „Guillotinever-

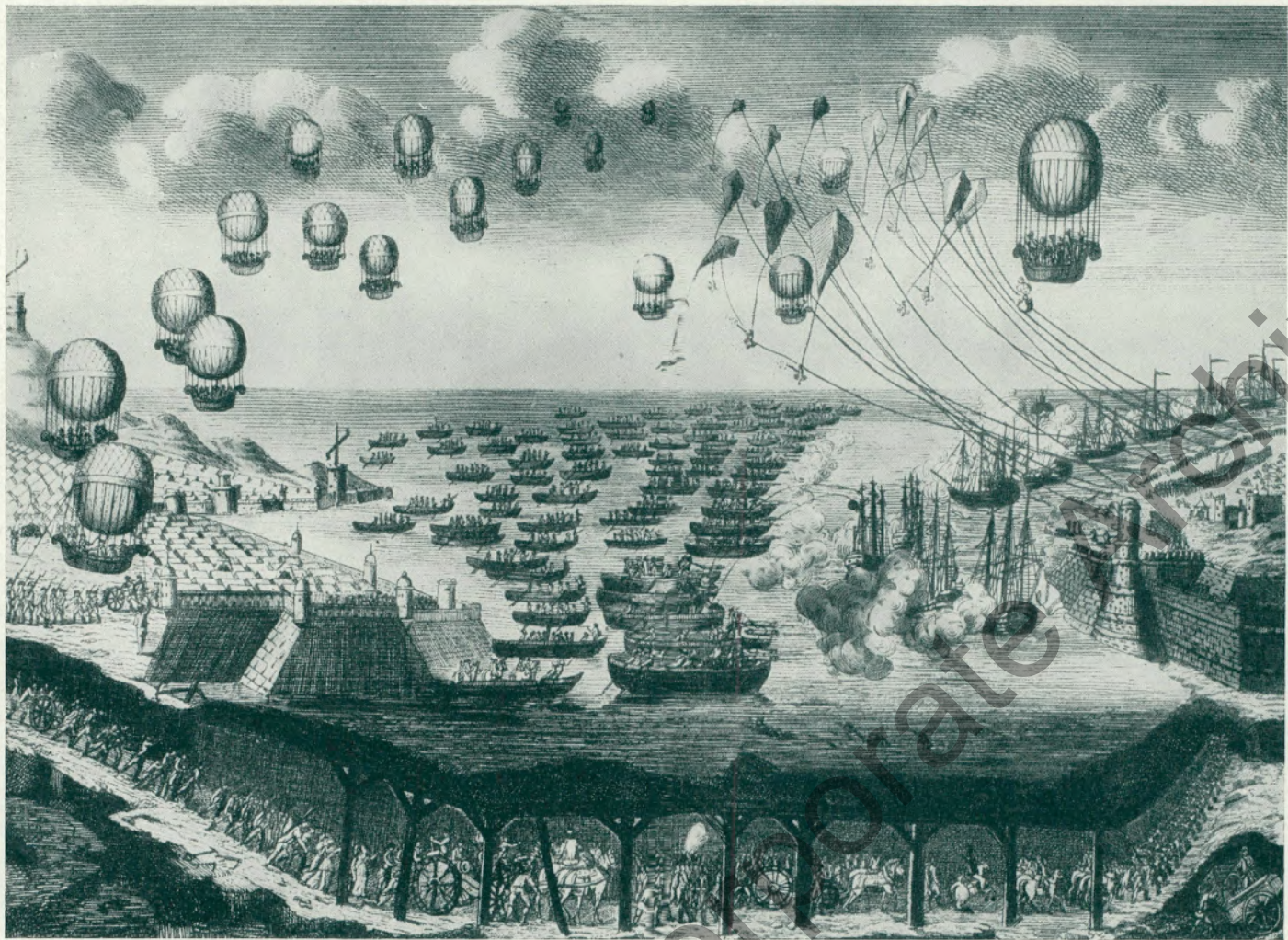


Verbrennung englischer Manufakturwaren in Frankfurt a. M.
Zeitgenössische Zeichnung aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts.

Seit 1806 hatte Napoleon über England die Kontinentalsperre verhängt (vgl. den Aufsatz von K. Linnebach im „Werk“, Heft 10/11, 1939, S. 341ff., mit Facsimile des Edikts vom 21. November 1806). Die Methode der Blockade hatte England selbst 1793 in Europa eingeführt durch das Blockieren des revolutionären Frankreich. Der englische Handel wurde durch die napoleonischen Maßnahmen stellenweise empfindlich getroffen. — Bei den oben dargestellten antienglischen Maßnahmen in Frankfurt wurden vom 17. bis 27. November 1810 Waren im Werte von etwa 1 200 000 Franken vernichtet.

fahrens“, welches erlaubt, jede Debatte zu einer bestimmten Stunde abzubrechen und kurzweg zur Abstimmung zu schreiten, wurde aus diesem angeblich freiesten Parlament eine Art Maschine, mit deren Hilfe eine kleine Gruppe von Politikern sieben Jahre lang nach Belieben schaltet und waltet. Vollendet wurde die Tyrannei dieser Clique — welche, wie der Marconiskandal zeigte, nicht einmal mehr vor schmutzigen Börsenmanövern zurückschreckt —, als vor zwei Jahren auch dem Oberhaus das Recht der entscheidenden Einwirkung auf die Gesetzgebung genommen wurde. Des Königs Vetorecht ist schon längst entschlummert. Und so wird denn England von einem Konvent, besser gesagt: von einem Konventikel regiert. Das soll Freiheit heißen?

Ich möchte aber tiefer greifen. Denn Freiheit ist ein gar zartes Wesen und flieht oft erschreckt das öffentliche Leben, um sich im stillenenergischen Dasein des einzelnen zu behaupten; man kann das in den Vereinigten Staaten Nordamerikas beobachten. In einem gewissen Maße ist das auch in England der Fall: ich glaube nicht, daß man in irgendeinem Lande so viele Sonderlinge antrifft, Menschen, die sich um keine Meinung, um kein Herkommen, um keinen guten oder üblen Ruf kümmern, sondern denken, handeln und leben, wie es ihnen persönlich paßt. Diese Ausnahmen bestätigen aber nur die Regel und stellen in ihrer barocken Eigenart die Rehrseite



Angriff auf England aus der Luft, zur See und unter dem Kanal.

Ein phantastisches Projekt aus dem Jahre 1804.

Ein kombinierter Angriff von Flotte, „Luftwaffe“ (die Montgolfiere war zwanzig Jahre vorher entdeckt worden) und Artillerie sollte nach dem Vorschlag eines französischen Zeichners die „splendid isolation“ Englands brechen — ein Projekt, das uns heute nicht mehr so phantastisch anmutet wie damals. Den geschichtlichen Anlaß zu der Zeichnung gab der Plan Napoleons in den Jahren 1803/04, Truppen in England zu landen. Er hatte bereits in aller Stille in Boulogne zu diesem Zwecke eine Flotte bauen lassen, gab diesen Plan aber auf, als die Engländer vorzeitig davon erfuhren und das beabsichtigte Überraschungsmoment damit ausgeschaltet war. Interessant ist auf der Zeichnung der Gedanke, den Angriff auch unterirdisch vorzutragen.

der allgemeinen Unfreiheit dar; denn die Regel ist eine für uns Bewohner des Festlandes schier unglaubliche, erdrückende Einförmigkeit.

Als ich mich das letztmal einige Wochen in England aufhielt, empörte ich meine Freunde, indem ich mich nicht enthalten konnte auszurufen: „Ihr seid ja eine Nation von Schafen!“ Das beginnt bei den kleinsten Angewohnheiten des täglichen Lebens und führt hinauf bis zu politischen Ansichten; alles und alle über einen Leisten geschlagen. Jeder Mann trägt dieselbe Hose, jede Frau den gleichen Hut; ich erinnere mich, daß einmal in ganz London kein blauer Schlips aufzutreiben war: blau war nicht Mode; so etwas ist in Berlin, Paris, Wien undenkbar. Alle Menschen beiderlei Geschlechts lesen dieselben Romane, verschlingen sie, einen Band je Tag, die „Romane der Woche“. Findet das Bootrennen zwischen den Universitäten Oxford und Cambridge statt, so geht man in der Riesenstadt London durch buchstäblich leere Straßen; die älteste Herzogin und der jüngste Schornsteinfeger, alle sind von der gleichen Begeisterung wie von einem Wahnsinn erfasst für diesen Vorgang, von dem sie im besten Falle wenig erblicken und auf keinen Fall etwas verstehen, da zu einer Beurteilung der Leistung die genaue Kenntnis allerlei Umstände — wie Strom und Gegenstrom, Wind usw. — erforderlich sind, die nur der ausgebildete Ruderer besitzt.

Hand in Hand mit diesem Sportidiotismus geht eine völlige Misachtung, ja eine verachtende Geringschätzung aller geistigen Güter. Ich rede nicht allein von Ignoranz; allerdings ist diese, abgesehen von der kleinen Klasse geradezu exquisit gebildeter Gelehrten, so horrend, daß ein Deutscher sie sich kaum vorzustellen vermag. In einer Stadt von 40000 Einwohnern gelang es vor einigen Jahren nicht, einen einzigen Mann aufzutreiben, fähig, einem Kranken gegen Honorar Englisch korrekt vorzulesen — bei dreisilbigen Wörtern stockten sie, bei viersilbigen litten sie vollends Schiffbruch!

Doch davon will ich im Augenblick nicht reden, vielmehr von der grundsätzlichen Ablehnung jeder intellektuellen Betätigung, die in England vorherrscht. Schon vor Jahren bemerkte der Schwede Steffens mit Recht (in seinem vorzüglichen Buche „England als Weltmacht und Kulturstaat“), es handle sich bei den Engländern um „eine abergläubische Furcht vor der Mitarbeit des Geistes an menschlichen Angelegenheiten“. Jeder höher gebildete Mensch ist in England verdächtig; man achtet ihn erst von dem Augenblick ab, wo seine geistige Tätigkeit tüchtig Geld einbringt; sonst gilt er als Narr. So ehrt man reine Wissenschaft in den besten Kreisen Englands. Ich könnte noch viele Beispiele geben, interessante, weil aus dem Leben gegriffen; doch möchte ich in dem Zusammenhang dieser Betrachtung lediglich andeuten, daß wahre Freiheit bei einer solchen Geistesanlage gar nicht bestehen

kaum; nicht allein gehen englische Industrie und Manufaktur, geht der ganze Ton des öffentlichen Lebens an dieser bildungsfeindlichen Richtung zugrunde, sondern sie vernichtet die Möglichkeit der Freiheit.

Freiheit ist ein Gedanke, das wissen wir seit Kant. Kein Mensch wird frei geboren; Freiheit muß von jedem einzelnen errungen werden. Nötig dazu ist eine Ausbildung und Stärkung, eine methodische Emporhebung des Geistes über das anfänglich Gegebene, bis dann jene Entfesselung stattfindet, die den Namen „Freiheit“ verdient. Freiheit ist die Fähigkeit, Verhältnisse zu überblicken und selbständig über sie zu urteilen. Äußere Freiheit ist nur Zügellosigkeit, wenn nicht innere Freiheit vorangeht.

Der Engländer versteht unter „Freiheit“, daß er auf dem Rasen spazieren darf, ohne von einem Schußmann angeschauzt zu werden; daß ihn keine Militärpflicht hemmt, mit sechzehn Jahren auf Abenteuer in die weite Welt auszugehen; daß er von Sekunda ab die Schule verlassen kann, um bei einem Rechtsanwalt Schreiberdienste zu leisten und auf diesem Wege, ohne die lästige Verpflichtung zu juristischen Studien, nach wenigen Jahren Anwalt wird usw. usf. Dagegen darf der Deutsche allerdings nicht auf den Rasen treten; er darf auch nicht sein Leben nach reiner Willkür einrichten, sondern er ist verpflichtet, kostbare Jugendjahre und auch manche spätere Erholungswochen dem gemeinsamen Vaterland zu widmen, dazu sein Blut, sobald es nottut; kein höherer Beruf steht ihm offen, wenn er sich nicht in den Besitz ausgedehnter allgemeiner und fachlicher Kenntnisse gesetzt hat. Ist er deswegen weniger frei als der Engländer? Liegt nicht die unabweigbare Ueberlegenheit des deutschen Soldaten vor allem im Moralischen? Und was wird damit gesagt, wenn nicht, daß er frei handelt? Er allein will, was er soll, will es von ganzem Herzen; der englische und französische Soldat soll etwas, wozu sein persönlicher Wille gar keine Beziehung besitzt; im besten Falle gehorcht er einer ihm nicht natürlichen, nur durch systematische Lügen angefachten blinden Zerstörungsleidenschaft.

Und ist es nicht seine Bildung, welche den deutschen Mittelstand über jeden ausländischen erhebt? Jene Bildung, die ihm von der Nation mit unnachsichtiger Strenge auferlegt wird, und dank welcher der einzelne dann eine frei urteilende Persönlichkeit wird? Selbst die zahlreichen Quengeleien, die uns Westländern in Deutschland zuerst recht lästig fallen, was man alles, sobald man vor die Türe geht, darf und nicht darf, soll und nicht soll: handelt es sich im Grunde um etwas anderes als um eine allen zugute kommende allgemeine Ordnung, die wohl bisweilen etwas übertrieben werden mag, im ganzen aber als gesunde Schule der Selbstzucht und der Rücksicht auf andere wirkt? Martin Luther belehrt uns: „Fleisch soll keine Freiheit haben“, vielmehr solle jeder Mensch sich als „Aller Knecht“ wissen. Dann aber fährt er fort: „Aber im Geist und Gewissen sind wir die Allerfreiesten von aller Knechtschaft.“ Ich weiß nicht, ob die heutigen Engländer Martin Luther für einen freien Mann halten; die überwiegende Mehrzahl, auch unter den sogenannten Gebildeten, weiß dort, fürchte ich, ebenso wenig von ihm wie ihr König von Goethe, wahrscheinlich kaum mehr als den Namen. Und wollte ich nun Friedrich den Großen reden lassen: „Ach, ohne Freiheit gibt's kein Glück!“, so würden sie sicher einwerfen, er sei ein Tyrann gewesen. Wir dagegen erfahren, auf welchen Wegen Freiheit erworben wird.

Freiheit ist kein abstraktes Ding, das in der Luft herum-schwebt und nach der jeder die Hand nur auszustrecken braucht; das ist Aftersfreiheit, was er da erhascht, ein trügendes Rauchgebilde, das aus Pandoras Kypsele entschwebt:

...steigend jetzt empor und jetzt gesenkt

Die Menge täuschte stets sie, die verfolgende.

Deutsche Freiheit — echte Freiheit — wurde von Martin Luther, von Friedrich, von Kant, von Goethe, von Wilhelm

v. Humboldt, von Bismarck gewollt und geschaffen, und von Tausenden anderer, die — ein jeder nach dem Maßstab seiner Kräfte — in die Fußstapfen der großen Freiheitschöpfer traten. Eine undeutsche Freiheit ist keine Freiheit. Das mußte Goethe, als er, gegen 1792, beobachtete, daß „ein gewisser Freiheitsfium, ein Streben nach Demokratie“ sich vieler deutscher Gemüter zu bemächtigen begann; „man schien nicht zu fühlen“, schreibt er, „was alles erst zu verlieren sei, um zu irgendeiner Art zweideutigen Gewinnes zu gelangen“, und bitter tadelt er dieses „Schwanken der Gesinnung.“

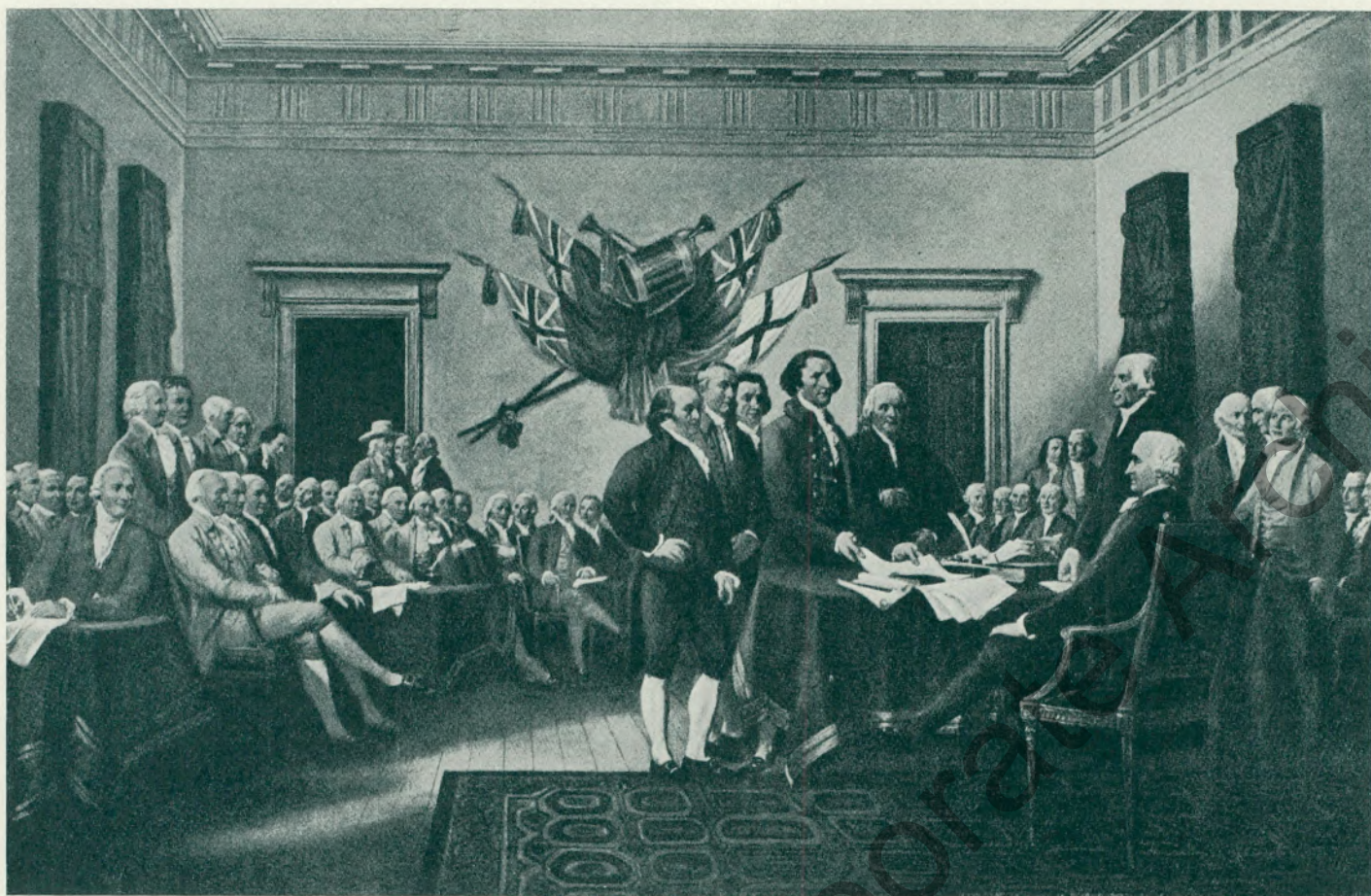
Im Laufe jahrhundertelanger Kämpfe — mit Waffen und im Geiste — hat sich Deutschland nach und nach dieses kostbarste Gut, die Freiheit, errungen. Diese deutsche Freiheit ist ein durchaus originales Erzeugnis; nichts Ähnliches hat bisher die Menschheit gekannt. Bezeichnend für die deutsche Freiheit ist die bewusste Voranstellung des Ganzen: alle einzelnen Teile innerhalb des Reiches bewahren ihre unabhängige Eigenart, überwinden sich aber nichtsdestoweniger, sich dem Ganzen einordnen zu lassen; ebenso überwindet sich jeder einzelne Mann von Kindheit auf zugunsten der Gesamtheit: das ist der erste Schritt auf dem Wege zur Freiheit. Diese Freiheit, ja, diese kann auf Dauer hoffen! Zum ersten Male in der Geschichte der Welt wird die Freiheit als umfassende, dauernde Erscheinung überhaupt möglich: das beachte man vor allem! „Freiheit ist nicht Willkür, sondern Wahrhaftigkeit“, sagte Richard Wagner. Wie soll aber ein ganzes Gemeinwesen, eine ganze Nation in ihrem politischen Aufbau und Wesen nicht mehr willkürlich, sondern wahrhaftig sein? Der erhabene Anblick, den Deutschland in dem Kriege 1914 bietet, lehrt es uns. Das stelle man den trivialen Dummheiten entgegen, die wir von Königen, Ministern, Rednern, Dichtern zu hören bekommen. Welche Freiheit das arme, verratene Frankreich uns verheißten könnte, das Land der politischen Korruption, der hohlen Phrasen, das bedarf keiner Auseinandersetzungen. England aber versteht unter Freiheit nur Faustrecht, und zwar Faustrecht für sich allein; man wird aus seinem ungeheuren Kolonialreich nicht einen einzigen Funken geistigen Lebens aufheben können: alles nur Viehhalter, Sklavenhalter, Warenaufstapler, Bergwerksbeuteiler und allerorten die Herrschaft jener unbedingten Willkür und Brutalität, die überall auftritt, wo nicht Kultur des Geistes sie dauernd abwehrt.

Das Weiterfortbestehen und die Weiterentwicklung der Freiheit auf Erden ist an den Sieg der deutschen Waffen geknüpft, und daran, daß Deutschland sich nach dem Siege treu bleibt. Und ebenso wie innerhalb Deutschlands die Freiheit — die zuerst nur der Traum und das Hoffnungsmerk einzelner Gottbegnadeter war, und auch heute nur von denen vollkommen bewußt erfaßt werden kann, die von Natur und Geschick begünstigt sind — dennoch nach und nach das ganze Volk durchdringt, wie wir es jetzt im Kriege erleben, wo Millionen sofort zu den Waffen eilten, die nicht dienstpflichtig gewesen wären, also aus freiem Entschlusse: ebenso wird diese deutsche Freiheit sich nach und nach über die ganze Welt erstrecken, so weit die deutsche Zunge reicht. Und die deutsche Sprache — die heilige Aufbewahrerin dieser Geheimnisse —, nicht mehr von ihren eigenen Kindern in fernen Landen geringgeschätzt und bald vergessen, vielmehr allerorten gepflegt und gefördert, ein Weltdeutschtum begründend, wird nach und nach die andern Völker, soweit es ihnen von der Natur gegönnt sein mag, zum Verständnis der Freiheit erziehen, und damit auch zu ihrem Besitze.

Gott gebe diesen Sieg!

Bayreuth, 15. September 1914.

Wolfgang Sawant Krombach



Unterzeichnung der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten (USA.)
in der Independence-Hall zu Philadelphia am 4. Juli 1776.
Wandgemälde von John Trumbull (1756–1843) im Kapitol zu Washington.

Ein Volk macht sich frei.

Vorgeschichte und Urkunde der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung.

Von Professor Dr. W. Schneider.

Der größte Rückschlag, den die englische Weltoberungspolitik seit den Zeiten der Elisabeth bis zum Beginn der Schicksalswende unserer Zeit erlitten hat, ist die Losreißung ihrer nordamerikanischen Kolonien, der heutigen „Vereinigten Staaten von Amerika“. Rein äußerlich gesehen, war die Veranlassung zu dieser Umwälzung, die eines der größten und mächtigsten Staatswesen der Gegenwart schuf, eine lächerlich geringe: die Auferlegung zweier in ihrer Wirkung nicht einmal besonders drückender Abgaben, der Stempelakte von 1765, gemäß der alle gerichtlich gültigen Verträge auf Stempelpapier geschrieben werden mußten, und eines geringen Leezolles.

Aber hinter diesen scheinbar harmlosen Maßregeln erkannten die nordamerikanischen Kolonien die Absicht des starrsinnigen Königs Georg III. und der von echt englischem Hochmut beseelten Torypartei des Parlaments, sie auf die Stufe der geknechteten Iren herabzudrücken. Denn wenn auch jene Männer, die im 17. Jahrhundert um ihrer religiösen und politischen Freiheit willen ihr Vaterland England verlassen hatten, die Oberhoheit des englischen Königs nie bestritten, so waren sie doch nicht den englischen Gesetzen und Abgaben unterworfen gewesen. Zwar war ihre wirtschaftliche Bewegungsfreiheit durch die englische Navigationsakte immer beschränkt geblieben, ihre Woll- und Eisenindustrie durch hohe Zölle eingeengt, so daß sie nur durch Lieferung von Rohmaterialien und Kolonialprodukten ihren Wohlstand zu erhöhen

vermochten. Aber in ihrem inneren Wirtschaftsleben waren sie frei geblieben. Jetzt aber ließen die Forderung, die neuen Steuern bar nach England zu liefern, sowie die rücksichtslose Untersuchung der Handelschiffe, die für Spanisch-Amerika bestimmt waren, die Absicht der wirtschaftlichen und politischen Knechtung durch das Mutterland deutlich erkennen.

Vergebens warnte der große William Pitt im Unterhause vor so frevelhafter Ausbeutungspolitik: „Die Amerikaner“, rief er aus, „sind Söhne, nicht uneheliche Kinder Englands; in den Straßen Londons aber ist kein noch so ärmlicher Bettler, der nicht von unseren amerikanischen ‚Untertanen‘ spräche und sich nicht für einen Gesetzgeber Amerikas ansehe.“

Die brutalen Maßnahmen der Engländer führten denn auch zwangsläufig zu einer engeren Verbindung der durch Rasse, Konfession und wirtschaftliche Gegensätze bis dahin noch getrennten Kolonien, zum legalen Kampf um die Rechte der Selbstbesteuerung und Selbstverwaltung und schließlich zu Gewalttaten der gequälten Bevölkerung, wie der Versenkung einer Leeladung im Hafen von Boston.

Die unmittelbare Folge hiervon waren die Verhängung der Militärdiktatur über Massachusetts und die sinnlose Ausgrabung eines längst vergessenen Gesetzes des blutigen Heinrichs VIII. gegen „Hochverrat jenseits des Meeres“, um die Kolonisten tödlich zu treffen.

Da erst traten in Philadelphia 1774 die Vertreter von dreizehn Kolonien zu einem „Kongress“ zusammen, um noch einmal den Weg gütlicher Vorstellung und ernstster Beschwerdeführung beim Könige zu versuchen, zugleich aber durch ein Verbot des Handels mit England einen Druck auf das Parlament auszuüben. Die Antwort auf diese „Rebellion“ — wie der König es nannte — war die Achtung des gesamten amerikanischen Eigentums und die Anwerbung fremder, vor allem leider deutscher Truppen gegen die „Empörer“, bezeichnenderweise mit der Begründung, „dem englischen Gewerbesleiß nicht zu viele Hände zu entziehen“.

Der Krieg begann für die Amerikaner unter den ungünstigsten Verhältnissen, weil sie kein ausgebildetes Heer, sondern nur eine lose Masse von Freiwilligen oder Angeworbenen den geschulten Söldnern Englands entgegenstellen konnten. Da trat ein Mann an ihre Spitze, der durch die Macht seiner Persönlichkeit unter unsäglichen Schwierigkeiten zunächst den ersten furchtbaren Winter von 1775 auf 1776 durchhielt: George Washington.

In Europa regte sich, besonders in Frankreich und Deutschland, lebhafteste Teilnahme für die „Verteidiger der Freiheit“. Aber während dort der Haß gegen England, an das man eben Kanada verloren hatte, und ein sehr materielles Handelsinteresse im Vordergrund standen, traten die führenden Geister Deutschlands, wie

Herder, Kant, Lessing, Goethe und Schiller, aus reinem Enthusiasmus für die ewigen Ideale der Menschheit auf die Seite des jugendlichen Volkes; nur in der Sympathie Friedrichs des Großen, aus der dieser keinen Hehl machte, mischte sich zu der Empörung über den schmutzigen Menschenhandel einiger deutscher Fürsten ein ehrlicher Haß gegen die „Goddam-Regierung“, die ihn so schmähtlich verraten hatte.

Am 7. Juli 1776 traten in Philadelphia wieder die Vertreter der dreizehn Staaten zusammen und gaben jene von Thomas Jefferson aus Virginia entworfene „Unabhängigkeitserklärung“ ab, durch die sich der Welt eine neue Nation vorstellte.

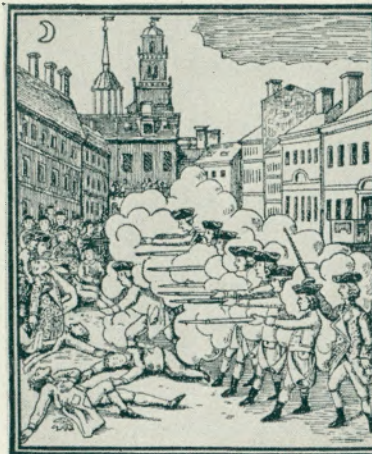
Die Bedeutung dieses Aktes liegt darin, daß das Manifest in seinem ersten grundlegenden Teile, von dem Recht jedes Menschen auf Freiheit ausgehend, Leben und Eigentum als durch einen Gesamtwillen garantierte und anerkannte Rechtsgüter feststellt und daraus die moralische Berechtigung eines Volkes herleitet, zur Verteidigung dieser Grundlagen seines Lebensrechtes „die Regierungsform abzuschaffen und eine neue Regierung einzusetzen“.

In vierzehn Punkten — eine merkwürdige Parallele zu einem amerikanischen Manifest unserer Zeit — wird dem machtgerigen König Georg III. nachgewiesen, daß er eine „unumschränkte Tyrannei“ über Amerika habe aufrichten wollen. Verletzung des Rechtes der Gesetzgebung, Vergewaltigung der Volksvertretung, der Rechtssprechung und der Möglichkeit einer gesunden Bevölkerungspolitik und schließlich militärische

Bedrückung sind die Hauptanklagepunkte. Am schärfsten werden die Verbrechen gegen die Freiheit der Rechtssprechung — wieder vierzehn an der Zahl —, die Einsetzung fremder Söldner und vor allem die Aufwiegelung der „gnadenlosen indianischen Wilden“ gegeißelt. Hatte doch der Führer des englischen Heeres, Bourgoyne, sich gerühmt, er brauche „nur den Tausenden von bewaffneten Indianern in seinem Heere die Zügel schießen zu lassen, um die hartnäckigen Feinde Großbritannien zu zähmen“. Nach der Folgerung, daß ein so ausgesprochenen Tyrann nicht länger Herrscher eines freien Volkes sein könne, wird dann die Freiheit und Unabhängigkeit der „Vereinigten Staaten von Amerika“ — der Titel „United States of America“ erscheint hier zum ersten Male — feierlich „unter Verpfändung von Leben, Vermögen und Ehre“ proklamiert.

Es war ein Ereignis von weltgeschichtlicher Bedeutung, und mit Recht begehen die Amerikaner den 7. Juli als

ihren Nationalfeiertag; denn nicht eine „Rebellion“ bedeutet diese Erklärung, sondern den bitteren Entschluß einer jungen, werdenden Nation, entgegen der Stimme des Blutes der Vorfahren sich auflehnen zu müssen zur Verteidigung des Lebensrechtes der in harter Arbeit errungenen Heimatscholle gegen die gewissenlose und hochmütige Ausbeutungspolitik des englischen Parlaments, das auch damals schon den englischen Krä-



A MONUMENTAL INSCRIPTION
ON THE
Fifth of March.
Together with a few LINES
On the Enlargement of
EBENEZER RICHARDSON,
Convicted of MURDER

Das Boston-Massaker 1770.

Titelkopf eines zeitgenössischen Flugblattes.

Als die Bürgerschaft Bostons gegen die drückenden und ungerechten Stempelabgaben protestierte, feuerte englisches Militär am 5. März 1770 mitten im Frieden auf wehrlose Bürger der Stadt. Das Flugblatt klagt den Führer des militärischen Kommandos, Ebenezer Richardson, als „Mörder“ an.

mergeist des Mutterlandes verkörperte, das mit leichter Hand auch dort zu ernten hoffte, wo es nicht gesät hatte.

Daß aber die hier proklamierte Freiheit zur Wirklichkeit werden, in schwerem, siebenjährigem Kampfe gegen einen übermächtigen Gegner errungen und verteidigt werden konnte, ist allein das Werk George Washingtons. Er hat durch sein Leben und Beispiel erst den Typus des Amerikaners geschaffen, hat der im Werden begriffenen Nation ein Idealbild hingestellt und hat vor allem unter unsäglichen Widrigkeiten, Anfeindungen und Hemmnissen die Voraussetzung für den Kampf und die Volkwerdung geschaffen: ein brauchbares Heer. „Exitus acta probat“ war der Wappenspruch seines Ahnen, der 1657 nach Virginia auswanderte; und daß „der Erfolg die Tat krönt“, ist heute das Glaubensbekenntnis der amerikanischen Nation. Die Aufgabe aber, die Washington übernahm, war ungeheuer groß. Denn den „Riflemen“, den Buschjägern und Abenteurern, die die amerikanische Miliz bildeten, fehlte außer der Kunst des Schießens ungefähr alles zu wirklichen Soldaten. Daß Washington aus diesen Massen ein Heer schaffen konnte, verdankte er neben seinem umer-schütterlichen Glauben an seine Sendung in erster Linie einem Deutschen, dem ehemaligen Flügeladjutanten des großen Preußenkönigs, Friedrich Wilhelm von Steuben, der viel zu spät als der „Scharnhorst der amerikanischen Armee“ anerkannt worden ist, während der phantastische und großsprecherische Franzose Marquis de Lafayette weit über sein Verdienst geehrt wurde. Beide Männer, gegen den Willen des auf Washington

eiferfüchtigen Kongresses bald frugen die preußische Disziplin die Kampfweise der Riflemen und vollbrachten das Wunder, dem an Bewaffnung und Ausbildung weit überlegenen Feinde trotz mancher Schlappen ausdauernd zu widerstehen. Dabei war das Vorgehen der englischen Kommandeure gegen die Einwohner von landsknechtsmäßiger Roheit, und die Truppen plünderten und raubten wie die Wilden. Doch hatten Ungeheuerlichkeiten, wie die bestialische Ermordung und Skalpierung der jungen Miss Maccreea und zahlreicher ihrer Frauen am Mohawk, nur den Erfolg, daß die Kanadier rachedurstig sich in den Kampf stürzten, obgleich sie durch Geistliche und Wanderredner, durch scheinheilige Predigten und aufheßende Flugblätter schon stark von der englischen Lügenpropaganda beeinflusst waren. Gefährlicher waren der schnöde Verrat, zu dem Sir Henry Clinton den ehrgeizigen General Arnold, der sich von Washington beleidigt glaubte, durch das Versprechen von 30 000 Pfund und der Stelle eines Oberbrigadiers verführte, und die gleichfalls von England geschürte Neugiererei der pennsylvanischen Miliz. Aber so hinterlistig die englische Führung in der Intrigue, so brutal sie gegenüber Frauen und Kindern war, so schlapp war sie im Felde. Washington berichtete ironisch an den Kongreß, das englische

zu Freunden geworden, über- in genialer Abwandlung auf

Heer „habe das größte Wunder in den Jahrbüchern der Kriegskunst geschehen lassen,

daß nämlich ein Posten, einen Flintenschuß vom Feinde entfernt, sechs Monate ohne Pulver behauptet und im Angesicht von zwanzig alten britischen Regimentern ein ganzes Heer entlassen und ein anderes gewonnen werden konnte“. So gelang ihm der berühmte Übergang über den Delaware, so konnte er im Lager von Morriston mit 8000 Mann die 30 000 Mann Howes im Schach halten. In diesen schweren Jahren, in denen „Entbehrungen und Ungemach den wichtigsten Teil des Krieges ausmachten“, schufen Washington und Steuben eine Führerelite und durch sie eine Armee, die Grundlage für eine Volkerverdung.

Wie hoch Washington, den man „das bessere Jäh“ des Amerikaners genannt hat, diesen deutschen Einfluß schätzte, zeigt seine unverbrüchliche Treue zu Steuben und seinen deutschen Mitarbeitern trotz aller Anfeindungen, die nicht nur die verabschiedeten Offiziere und Soldaten, sondern auch er selbst als Präsident des neuen Bundesstaates vom Parteihader des Kongresses in tragischer Weise zu erdulden hatte. Der „Weisheit letzter Schluss“ aber dieses großen Staatsmannes war die dringende, gebieterische Forderung in seiner „Farewell Address“ an seine Nachfolger, Amerika unter allen Umständen aus den europäischen Wirren herauszuhalten!

most enlighten'd citizens, and under which we have enjoyed unexample'd felicity, the whole nation is devoted. We are it therefore to consider, and to the amicable relations existing between the united States and those powers, to declare that we should consider any attempt on their part to extend their system to any portion of this Hemisphere, as dangerous to our peace and safety. With the existing colonies or dependencies of any European power, we have not inter. fr'd, and shall not inter. fr'e. But with the Governments who have declared their Independence and maintain it, and whose Independence we have, on great consideration, and on just principles, acknowledged, we will not receive any interposition for the purpose of opposing them, or controlling in any other manner, their destiny, by any European power, in any other light, than as the manifestation of an unfriendly disposition towards the United States. In the war between those new Governments and Spain, we declared our neutrality on the line of their recognition, and to this we have

„Amerika den Amerikanern!“

Aus Monroes handschriftlicher Fassung seiner „Doctrin“ im Jahre 1823. Die Forderung Washingtons in seiner „Farewell Address“, Meriko unter allen Umständen aus den europäischen Wirren herauszuhalten, verankerte Präsident Monroe im Jahre 1823 in seiner Botschaft an den Kongreß, deren „erste und grundlegende Richtschnur“ es war, „sich nie in die Streitigkeiten Europas verwickeln zu lassen“, die zweite, „nie zu dulden, daß Europa sich in amerikanische Angelegenheiten einmische“.

„Farewell Address“ an seine Nachfolger, Amerika unter allen Umständen aus den europäischen Wirren herauszuhalten!

Der Wortlaut der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776.

Deutsche Übertragung von Dr. R. Rutsch.

„In Congress July 4, 1776“

The unanimous Declaration of the thirteen united States of America.

When in the course of human events it becomes necessary for one people to dissolve the political bands which have connected them with another and to assume among the powers of the earth, the separate and equal station to which the Law of Nature and the Natures God entitle them, a decent respect to the opinions of mankind requires that they should declare the causes which impel them to the separation. —

We hold the truth to be self evident,

that all men are created equal;

that they are endowed by their Creator with certain unalienable Rights; that among them are Life, Liberty and the persute of Happiness;

that to secure that rights Governments are constituted among Men, deriving their just powers from the consent of the governed,

that whenever any Form of Government becomes destructive of these ends, it is the Right of the People to alter or to abolish it, and to institute a new Government, laying its

„In der Kongreßsitzung des 4. Juli 1776.“

Einnütige Erklärung

der dreizehn Vereinigten Staaten von Amerika.

Wenn es im Laufe der Geschichte für ein Volk notwendig wird, die politischen Bande zu lösen, die es bisher mit einem anderen verbunden, und unter den Mächten der Erde die gesonderte und gleichberechtigte Stellung einzunehmen, zu der das Naturgesetz und Gott es berechtigen, so erfordert es die geziemende Achtung vor der Meinung der Welt, die Gründe darzulegen, die es zu der Trennung zwingen.

Wir nehmen es für eine selbstverständliche Wahrheit,

daß alle Menschen gleich geschaffen sind;

daß sie von ihrem Schöpfer mit bestimmten unveräußerlichen Rechten ausgestattet wurden, wie Leben, Freiheit und das Streben nach Glück;

daß zur Sicherung dieser Rechte Regierungen unter den Menschen aufgerichtet wurden, die ihre gerechten Befugnisse von der Zustimmung der Regierten ableiten, und

daß, sobald eine Regierungsform in dieser Hinsicht zerstörend wirkt, es das Recht des Volkes ist, sie zu ändern oder abzuschaffen, eine neue Regierung einzuführen und diese nach den Grundsätzen



Nach einem Kupferstich von Godesfroy

Das Gefecht bei Lexington am 18. April 1775.
Der erste Zusammenstoß englischer Truppen mit den amerikanischen Freiheitskämpfern.

foundation on such principles, and organizing its powers in such form, as to them shall seem most likely to their Safety and Happiness.

Prudence indeed, will dictate that Governments long established should not be changed for light and transient causes, and accordingly all experience hath shown, that mankind are more disposed to suffer, which evils are sufferable, than to right themselves by abolishing the forms to which they are accustomed. But when a long train of abuses and usurpations pursuing invariably the same object, evinces a design to reduce them under absolute Despotism, it is their right, it is their duty, to throw off such Government, and to provide new guards for their future security.

Such has been the patient sufferance of these Colonies, and such is now the necessity which constrains them to alter their former Systems of Government.

The history of the present King of Great Britain is a history of repeated injuries and usurpations, all having in direct object the establishment of an absolute Tyranny over these States.

To prove this, let Facts be submitted to a candid World:

He has refused his assent to Laws, the most wholesome and necessary for the public good.

He has forbidden his Governors to pass Laws of immediate and pressing importance unless suspended in their operation till his assent should be obtained; and when so suspended he has utterly neglected to attend to them.

He has refused to pass other Laws for the accomodation of large districts of people unless those people would relinquish the rights of Representation in the Legislature, a right inestimable to them and formidable to tyrants only.

He has called together legislative bodies at places unusual, uncomfortable and distant from the depository of their public Records for the sole purpose of fatiguing them into compliance with his measures.

aufzubauen und ihre Kräfte in der Form zu ordnen, die ihm für seine Sicherheit und sein Glück am vorteilhaftesten zu sein scheint.

Die Klugheit gebietet jedoch, daß lange bestehende Regierungsformen nicht aus belanglosen und vorübergehenden Gründen gewechselt werden, und die Erfahrung hat in der That immer wieder gelehrt, daß die Menschen eher geneigt sind, alle Übel zu ertragen, die nur zu ertragen sind, als sich selbst ihr Recht zu nehmen und die Formen zu zerstören, an die sie gewöhnt sind. Aber wenn eine lange Reihe von Mißhandlungen und Unterdrückungen, die alle das gleiche Ziel verfolgen, die Absicht beweist, das Volk unter einen unumschränkten Despotismus zu beugen, dann ist es sein Recht, ja seine Pflicht, eine solche Regierung abzuschütteln und sich mit einem neuen Schuß für seine künftige Sicherheit zu versehen.

Von dieser Art war das geduldige Leiden dieser Kolonien, und von dieser Art ist jetzt die Nothwendigkeit, welche sie zwingt, ihre bisherige Regierungsform zu ändern.

Die Geschichte des regierenden Königs von Großbritannien ist die Geschichte wiederholter Beleidigungen und Übergriffe, die alle als direktes Ziel die Errichtung einer vollkommenen Tyrannei über diese Staaten haben.

Als Beweis mögen einer unvoreingenommenen Welt die Thatfachen unterbreitet werden:

Er hat seine Zustimmung zu den heilsamsten und notwendigsten Gesetzen für das Gemeinwohl verweigert.

Er hat seinen Gouverneuren verboten, Gesetze von unmittelbarer und dringender Wichtigkeit durchgehen zu lassen, es sei denn, sie würden in ihrer Wirksamkeit so lange aufgeschoben, bis seine Zustimmung dazu erlangt sei; wenn sie aber auf diese Weise aufgehalten waren, hat er es bis zum Äußersten verzögert, sie zu bestätigen.

Er hat seine Zustimmung zu anderen Gesetzen für das Wohl großer Landstriche verweigert, wenn deren Bevölkerung nicht auf ihr Recht der Vertretung in der Gesetzgebung verzichte, ein Recht, das für sie unschätzbar ist und nur einem Tyrannen fürchtbar schenken kann.

Er hat gesetzgebende Versammlungen an unbequemen, ungewöhnlichen Plätzen zusammengerufen, die von den Aufbewahrungsorten ihrer öffentlichen Aktenstücke weit entfernt lagen, einzig mit der Absicht, sie durch Übermüdung für seine Maßnahmen willfährig zu machen.



Etich von Godefroy nach einer zeitgenössischen Zeichnung von Faubel.

Die Kapitulation eines britischen Korps bei Saratoga am 17. Oktober 1777,

deren Auswirkungen zur Alliance zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten führten. Damit schwanden für England die Aussichten einer Überwindung der Erhebung; der Kolonialkrieg verwandelte sich in einen Weltkrieg, denn auch Spanien und die Niederlande traten gegen Großbritannien in die Schranken, das jetzt nicht mehr für die Wiedereroberung seiner abgefallenen Kolonien, sondern für die Erhaltung seiner Weltmachtstellung zu kämpfen hatte.

He has dissolved Representative Houses repeatedly for opposing with manly firmness his invasions on the rights of the people.

He has refused for a long time after such dissolutions to cause others to be elected, whereby the Legislative Powers incapable of Annihilation, have returned to the People at large for their exercise, the States remaining in the meantime exposed to all the dangers of invasion from without, and convulsions within.

He has endeavoured to prevent the population of these States, for that purpose obstructing the Laws for Naturalization of Foreigners, refusing to pass others to encourage their migrations hither, and raising the conditions of new Appropriations of Lands.

He has obstructed the Administration of Justice, by refusing his assent to Laws for establishing judiciary powers.

He has made judges dependent on his Will alone for the tenure of their offices and the amount and Payment of their salaries.

He has erected a multitude of new Offices and sent hither swarms of officers to haugh our people and eat out their substance.

He has kept among us, in times of peace Standing Armies, without the consents of our legislatures.

He has affected to render the military independent of and superior to the Civil power.

He has combined with others to subject us to a jurisdiction foreign to our constitution and unacknowledged by our Laws:

giving his assent to their Acts of pretended Legislation :

For quartering large bodies of armed troops among us.

For protecting them by a mock trial from punishment for any Murders which they should commit on the Inhabitants of these States;

Er hat wiederholt rechtlich tagende Volksvertretungen aufgelöst, weil sie sich mit männlicher Festigkeit seinen Einbrüchen in die Rechte des Volkes widersetzten.

Er hat nach solchen Auflösungen lange Zeit seine Zustimmung zu Neuwahlen verweigert, so daß die gesetzgebende Gewalt, die ja nicht vernichtet werden kann, an das Volk als Gesamtheit zurückfiel, und die Staaten währenddem allen Gefahren äußerer Einfälle und innerer Erschütterungen preisgegeben waren.

Er hat versucht, die Bevölkerungszunahme dieser Staaten zu verhindern, indem er die Gesetze zur Einbürgerung von Fremden hemmte, andere Gesetze, die zur Einwanderung ermuntern sollten, nicht genehmigte, und indem er die Bedingungen zur Neuerwerbung von Land erschwerte.

Er hat die Justizverwaltung gehemmt, indem er seine Zustimmung zu Gesetzen für die Errichtung von Rechtskörpern verweigerte.

Er hat die Richter in ihrer Amtsausübung und in der Höhe und Auszahlung ihrer Gehälter von seinem Willen allein abhängig gemacht.

Er hat eine Menge neuer Ämter eingerichtet und Schwärme von Beamten hergeschickt, die das Volk unterdrücken und von seinem Vermögen leben.

Er hat bei uns ohne die Zustimmung der gesetzgebenden Gewalt mitten im Frieden stehende Heere gehalten.

Er hat versucht, die Militärgewalt von der Zivilgewalt unabhängig zu machen und ihr sogar überzuordnen.

Er hat sich mit anderen verbündet, um uns einer Gerichtsbarkeit zu unterwerfen, die unserer Verfassung fremd ist und von unseren Gesetzen nicht anerkannt wurde.

Er hat zu folgenden Versuchen angemessener Gesetzgebung seine Zustimmung gegeben:

Zur Einquartierung großer Truppen bei uns.

Zu Scheinprozessen, um jene vor der Bestrafung von Morden an den Einwohnern dieser Staaten in Schutz zu nehmen;

For cutting off our trade with all parts of the world.
For imposing Taxes on us without our Consent.

For depriving us in many cases of the benefits of Trial by Jury.

For transporting us beyond Seas to be tried for pretended offences.

For abolishing the free System of English Laws in a neighbouring province, establishing therein an Arbitrary government and enlarging its Boundaries so as to render it at once an example and fit instrument for introducing the same absolute rule into these Colonies.

For taking away our Charters, abolishing our most valuable Laws and altering fundamentally the forms of our Governments.

For suspending our own Legislatures, and declaring themselves invested with power to legislate for us in all cases whatsoever.

He has abdicated government here by declaring us out of his protection and waging War against us.

He has plundered our seas, savaged our Coasts, burnt our towns, and destroyed the lives of our People.

He is at this time transporting large Armies of foreign Mercenaries to compleat the works of death, desolation and tyranny already begun with circumstances of Cruelty and Perfidy scarcely paralleled in the most barbarous ages, and totally unworthy the Head of a civilized Nation.

He has constrained our fellow Citizens taken captive on the high seas to bear Arms against their country, to become the executioners of their friends and Brethren, or to fall themselves by their own Hands.

He has excited domestic insurrections amongst us and has endeavoured to bring on the inhabitants of our frontiers the merciless Indian Savages, whose known rule of warfare is an undistinguished destruction of all ages, sexes and conditions.

In every Stage of these Oppressions we have petitioned for Redress in the most humble terms. Our repeated Petitions have been answered by repeated injury. A Prince, whose character is thus marked by every act which may define a Tyrant, is unfit to be the ruler of a free people. Nor have we been wanting in attentions to our British brethren. We have warned them from time to time of attempts by their legislature to extend an unwarrantable jurisdiction over us, we have reminded them of the circumstances of our emigration and settlement here. We have appealed to their native justice and magnanimity and we have conjured them by the ties of our common kindred to disavow these usurpations, which would inevitably interrupt our connections and correspondence. They too have been deaf to the voice of justice and of consanguinity. We must therefore acquiesce on the necessity, which denounces our separation, and hold them as we hold the rest of mankind. Enemies in War, in peace friends.

We, therefore the Representatives of the united States of America in general Congress assembled, appealing to the supreme judge of the world for the rectitude of our intentions, do in the Name and by authority of the good People of these Colonies solemnly publish and declare,— That these United Colonies are and of right ought to be Free and independent States; that they are absolved from all Allegiance to the British Crown, and that all political connection between them and the State of Great Britain is and ought to be totally dissolved, and that as Free and independent States they have full power to cry war, conclude peace contract alliances, establish commerce, and to do all other acts and things which independent States may of right do. And for the support of this Declaration, with a firm reliance on the protection of divine Providence, we mutually pledge to each other our Lives, our Fortunes and our sacred Honor.“

Zur Abschnürung unseres Handels von allen Theilen der Erde.
Zur Auflage von Steuern ohne unsere Einwilligung.

In vielen Fällen dazu, daß wir der Wohlthat eines gerichtlichen Verhörs beraubt wurden.

Zur Verschiffung unserer Leute über See, um sie wegen angeblicher Verbrechen zu verhören.

Zur Vernichtung des freien Systems englischer Geseze in einer Nachbarprovinz, um dort ein Willkürregiment zu errichten und so gleichzeitig ein Beispiel und ein geeignetes Werkzeug zu haben, um die gleiche absolute Herrschaft auch in diesen Kolonien einzuführen.

Zur Abschaffung unserer Freibriefe, zur Aufhebung unserer wertvollsten Geseze und zu grundsätzlichen Änderungen unserer Regierungsform. Zur Nichtbeachtung unserer Gesezgebung mit der Erklärung, sie selbst (die Beamten) seien mit der Gewalt versehen, für uns alle Arten von Gesezen zu erlassen.

Er hat seine Regierung hier niedergelegt, indem er uns als außerhalb seines Schutzes stehend erklärte und Krieg gegen uns anzettelte.

Er hat unsere Gewässer geplündert, unsere Küsten verwüstet, unsere Städte niedergebrannt und Volksangehörigen das Leben geraubt.

In diesem Augenblick ist er dabei, große Armeen fremder Söldner zu uns überzuschiffen, um die Werke des Todes, der Verwüstung und der Tyrannei zu vollenden, die er bereits mit einer Grausamkeit und Treulosigkeit begonnen hat, die wohl in den barbarischsten Zeiten kaum ihresgleichen finden, und die des Oberhauptes einer zivilisierten Nation völlig unwürdig sind.

Er hat Mitbürger von uns auf hoher See gefangen genommen und sie gezwungen, entweder die Waffen gegen ihr eigenes Land zu erheben und also die Henker ihrer Freunde und Brüder zu werden oder selbst Hand an sich zu legen.

Er hat innere Unruhen unter uns angezettelt und sich bemüht, die erbarmungslosen indianischen Wilden, deren Kampfweise bekanntlich die unterschiedlose Hinmordung von Menschen jeden Alters, jeden Geschlechts und jeder Beschaffenheit ist, gegen unsere Grenzbevölkerung aufzuheizen.

In jedem Fall dieser Bedrückung haben wir in den bescheidensten Ausdrücken um Abhilfe gebeten. Unsere wiederholten Bitten wurden mit wiederholten Beleidigungen beantwortet. Ein Fürst, dessen Charakter so jeden Zug des Tyrannen trägt, ist ungeeignet, über ein freies Volk zu herrschen. Wir haben es auch nicht daran fehlen lassen, die Aufmerksamkeit unserer britischen Brüder zu erwecken; wir haben sie immer wieder vor dem Versuch gewarnt, durch ihre Gesezgebung eine unverantwortliche Rechtsprechung bei uns einzuführen; wir haben sie an die besonderen Umstände erinnert, unter denen wir hier eingewandert sind und hier gesiedelt haben. Wir haben ihren natürlichen Gerechtigkeitsinn und ihre Großmuth angerufen und sie bei den Banden unserer Blutsverwandtschaft beschworen, die Unrechtmäßigkeiten zu beenden, die unvermeidlich unseren Zusammenhang und unsere Beziehungen zerstören würden. Auch sie sind für die Stimme der Gerechtigkeit und des Blutes taub gewesen. Wir müssen uns daher in die Nothwendigkeit fügen, welche unsere Trennung bedeutet, und wir müssen sie jetzt so wie alle übrigen Menschen behandeln: als Feinde im Krieg, als Freunde im Frieden.

Wir, die im Generalkongress versammelten Vertreter der Vereinigten Staaten von Amerika, rufen daher den obersten Richter der Welt für die Lauterkeit unserer Absichten an und erklären und verkünden feierlich im Namen und durch die Ermächtigung des guten Volkes dieser Kolonien: Daß diese vereinigten Kolonien jetzt und immerdar freie und unabhängige Staaten sein wollen, daß sie von jeder Lehnspflicht gegen die britische Krone befreit sind, daß jede politische Verbindung zwischen ihnen und dem großbritannischen Staate jetzt und immerdar vollständig gelöst ist, und daß sie als freie und unabhängige Staaten volle Macht haben, Krieg zu erklären, Frieden zu schließen, Bündnisse einzugehen, Handel zu treiben und alle übrigen Handlungen und Dinge zu tun, zu denen unabhängige Staaten berechtigt sind. Zur Bekräftigung dieser Erklärung, im festen Vertrauen auf den Schutz der göttlichen Vorsehung verbürgen wir uns füreinander mit unserem Leben, unserem Gut und unserer heiligen Ehre.“



Das Hochtal von Quito (2350 m) mit der gleichnamigen Hauptstadt Ecuadors.
Nach einem Gemälde von R. Reschreiter.

Mit Autocarril und „Paciencia“ nach Guayaquil.

Ein Brief aus Ecuador von Günter Lisken (Stahlunion Export G. m. b. H.).

Nun liegt das auch schon wieder 1 ½ Jahre zurück: der Abschiedsbesuch von drei jungen Kaufleuten der „Stahlunion-Export“ auf der „Werk“-Schriftleitung vor ihrer Ausreise nach Übersee und in den Fernen Osten. Zwei Jahre einer umfassenden, anstrengenden Ausbildung in der Zentrale der Stahlunion-Export G. m. b. H., die mit dem Auslandsverkauf der Eisen- und Stahlzeugnisse der Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft und der Pflege der Beziehungen zur ausländischen Kundschaft betraut ist, lagen hinter ihnen; jetzt winkte das Ziel, von dem jeder, wie das Gespräch ergab, schon einst auf der Schulbank geträumt hatte: im Ausland an verantwortlicher, maßgebender Stelle als Wegbahner deutscher Qualitätsarbeit und deutscher Technik eingesezt zu werden. Santiago de Chile, Quito in Ecuador und Hsin-king im aufstrebenden Mandschuuo, so hießen die Bestimmungsorte, zu denen die drei jungen Fünfundzwanzigjährigen damals aufbrachen.

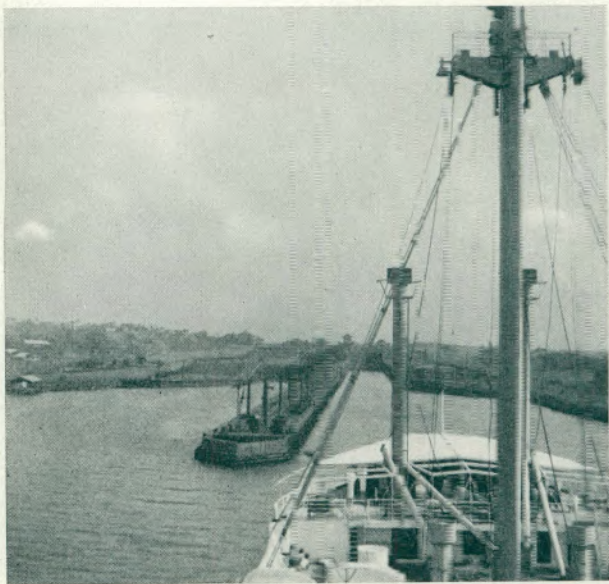
Vor sechs Monaten erreichte uns der erste Brief von drüben. Die frische, lebendige, ungezwungene Art der Darstellung wird auch unseren Lesern Freude machen.



Mein lieber Freund!

In Anbetracht Deiner nunmehr auch kurz bevorstehenden Ausreise wirst Du diesen, meinen ersten Brief aus Übersee sicherlich mit Spannung erwartet haben. Schlechte Erfahrungen und Erkenntnisse soll man ja nicht verheimlichen, aber ich kann in der Tat bis jetzt nur von guten berichten.

Es fing an mit einer herrlichen Überfahrt auf der „Patria“. Gerne hätten wir — abgesehen von einigen, denen die ganze Fahrt nicht mehr als eine ungemütliche, aber notwendige Überbrückung zwischen zwei Kontinenten bedeutete — noch etwas mehr von dem kräftigen Geruch dieser salzigen Seeluft geatmet. aber schon nach elf Tagen kam „Land in Sicht“ — Jamaika, wo ich erwartet wurde, leider aber infolge innerpolitischer Unruhen nicht an Land konnte.



Panamakanal: Vor der Schleufe Nr. 1.



Buenaventura: „Straße erster Ordnung“.



Buenaventura: Besseres Wohnviertel

Dann — Colón. Ich glaube, daß es wohl keinen Menschen gibt, der in Colón bei seinen Einkäufen nicht die möglichsten und unmöglichsten Sachen zusammenkauft. Warum? Weil es so billig ist! Aber eben diese billigen Sachen sind es ja, die so ins Zeug reißen. Denn wenn erschiene es nicht vorteilhaft, direkt zehn Unterhemden zu kaufen, wenn das Stück doch nur fünf und zwanzig Dollarcentes kostet? Oder einen „billigen“ Panama-Hut? Sie kommen nicht von Panama, sondern von Ecuador, aber hierher geht ihr Weg nach Europa, hier ist ihr Haupt-handelsplatz, und danach sind — die Preise, denn der Zwischenhändler ändert nicht etwa den Betrag, sondern die Währung, indem er den Sucre zum USA.-Dollar macht, wobei zu bedenken ist, daß man mehr als fünfzehn Sucres für einen Dollar bekommt, und der Neuangekommene kauft — weil es doch „so billig ist“.

Ein Erlebnis war die — halb bei Tag und halb bei Nacht stattfindende — Durchfahrt durch den Panama-Kanal. Mag der Gedanke auch von den Franzosen sein, deren begonnene Arbeit man heute noch beim Eintritt in den Kanal betrachten kann und deren Ausführung im Schlamm dieses Landes und im Sumpf ihrer eigenen Intrigen zugrunde ging, vollendet haben dieses gewaltige Werk die Amerikaner, und jeder muß sagen, daß diese Verbindung des Atlantischen mit dem Pazifischen Ozean, die in acht Stunden das erreicht, wofür man vorher um Kap Horn und unter den größten Gefahren sechs Wochen benötigte, daß diese Verbindung eine der größten Taten darstellt, welche die menschliche Geschichte aufzuweisen hat.

Da sitzt irgendwo im Zement der kloßigen Mauern ein Mensch vor einem Schaltbrett. Eine kleine Handbewegung, ein leichter Druck, und riesige Eisentore öffnen und schließen sich mit federnder Leichtigkeit, schwerste Ketten heben und senken sich, und Tausende von Tonnen Schiffsraum fallen oder steigen in wenigen Minuten. Sechs kleine Lokomotiven ziehen uns an den Tauen in das etwa dreihundert Meter lange Schleusenbecken hinein und ohne daß wir viel davon sehen oder spüren, schießen Tausende von Tonnen Wassers von einem Becken in das andere, und wir sind wieder ein Stück auf diesem sich zwischen grünen Wiesen und Aufschüttungen hinziehenden Strich zwischen zwei Weltmeeren, der bei Nacht von Tausenden von Lichtern märchengleich überstrahlt wird, dem Pazifik nähergekommen.

Nach diesem ersten gigantischen Eindruck: Buenaventura an der Nordwestspitze von Südamerika — inmitten tropischer Vegetation an der Mündung eines sich dahinschlängelnden Urwaldflusses. Es ist ein kleines Nest mit wenigen tausend Einwohnern — wie alle schnell gewachsenen Orte hier mit einem verschwenderischen Aufwand an Wellblech erbaut. Das Klima ist fast unerträglich heiß und feucht. Wäre die Lage nicht so günstig für einen Hafen, für eine Dampferhaltestelle und also für den Handel, so würden sich wohl kaum Siedler für diesen Platz gefunden haben. So aber ist Buenaventura heute der Hauptumschlagshafen nach dem Innern Columbiens — und damit erschöpft sich seine Bedeutung für den Durchreisenden.

Wenige Tage später, morgens um acht Uhr, betrat ich den etwas wackeligen Lauffteg von Salinas — und damit ecuatorianischen Boden. Es gibt in Amerika sicher zehn Orte, die so heißen; das ecuatorianische ist Anlegeplatz aller Pazifikdampfer — und (was uns bei der glühenden Hitze, die uns den Ursprung des Namens „Ecuador“ von „Aequator“ drastisch bewies, besonders interessierte!) ein altrenommiertes Bade- und Erholungsort der Bewohner Guayaquil. Sobald wir bzw. unsere Koffer die äußerst gewissenhafte Zollrevision überstanden hatten, tauchten wir in die kühlen Fluten des Pazifik, um uns für die kommenden Strapazen zu erfrischen.

Die Ausdehnung Ecuadors ist schwer zu bestimmen. Im Oriente, dem unerforschten, urwaldbedeckten Ostgebiet, verwischen sich die Grenzen mit denen Columbiens, Brasiliens und Perus. Und so schwanken die Größenangaben zwischen 170000 und 300000 Quadratkilometer. Die Einwohnerzahl ist ebenso unsicher, da noch nie eine amtliche Zählung durchgeführt werden konnte. Man schätzt sie auf anderthalb Millionen. Davon sind knapp zwei Drittel Indianer, die übrigen Mestizen (weiß-indianische Mischlinge) oder Weiße.

Man teilt Ecuador in drei Teile, die sich geographisch so scharf voneinander abgrenzen wie die Streifen einer Flagge: Costa, Sierra und der bereits erwähnte Oriente. Die Costa ist die tropische und subtropische Küstenzone im Westen, fruchtbar und mit Plantagen durchsetzt, wirtschaftlich unerhört betriebsam. Mein Reiseziel Guayaquil ist das Herz dieses Landesteils. Die Sierra, das Hochland, der andine Streifen Ecuadors, ist landschaftlich bezaubernd schön und in den Tälern teilweise auch fruchtbar. Der weitaus größte Teil der ecuatorianischen Bevölkerung wohnt hier. Der dritte Teil, der Oriente, das Amazonasgebiet, spielt gar keine Rolle. Er ist noch kaum kolonisiert, unerforscht, voller Urwälder, Sümpfe, Ströme — und voller Geheimnisse. Er gehört noch ganz der indianischen

Urbevölkerung und man erzählt sich, daß es dort noch Stämme gäbe, die ungebefene Besucher mit giftigen Pfeilen aus ihren Blasrohren anhauchen, die so erbeuteten Köpfe kunstgerecht zu „Tschanzas“ verarbeiten und in Guayaquil trotz des strengen Verbots der Regierung den Fremden anbieten. Mir ist aber bisher noch keiner angeboten worden.

Nun will ich Dir aber endlich beschreiben, wie ich von Salinas nach Guayaquil gekommen bin.

Um das zu bewerkstelligen, gibt es drei Möglichkeiten: per Auto, was aber nur in der trockensten Jahreszeit von Juli bis Dezember möglich ist — per Schiff, was einer siebzehn- oder achtzehnstündigen Schaukelei im Delta des Guayas auf einem kleinen Kahn gleichkommt, während der man eher seekrank wird als im Karibischen Meer, und — last not least — per Autocarril, einem auf Schienen fahrenden Auto, welches die einhundertfünfzig Kilometer lange Strecke unter günstigsten Bedingungen in dreieinhalb Stunden zurücklegen kann. Da die Bedingungen aber nur in Ausnahmefällen günstig sind, — man darf in Ecuador eben nie vergessen, daß man nicht in „gemäßigtem“ Klima lebt —, dauert es manches Mal auch über vierzig Stunden, bis man Guayaquil erreicht. So ähnlich, wenn auch nicht ganz so schlimm, erging es auch uns, nachdem wir uns zu sieben Mann hoch ein Autocarril gechartert hatten.

Woran neben den hartnäckig auf den Schienen stehenden Mulas und Kühen vor allem die Brücke bei Kilometer 99 vor Guayaquil die Schuld trug. Schon seit einigen Stationen saßen die Bahnarbeiter, die Tag und Nacht zur Verfügung stehen müssen, mit ihren wehenden Haarschöpfen zu beiden Seiten des Kühlers und zwischen den Gepäckstücken eingeklemmt, um nach unserer Ankunft an der fraglichen Brücke mit den Ausbesserungsarbeiten zu beginnen.

Da standen wir nun auf der einen Seite dieses Baches, der durch die Regenfälle der letzten Monate so stark angeschwollen war, daß die Holzpfähle, auf denen die Brücke ruhte, sich mehr oder minder stark bewegten. Die nur auf diesen Holzpfählen ruhenden bzw. schwankenden Schwellen und Schienen benötigten, bevor wir passierten, erst einmal einige starke Stützen. Solche Arbeiten dauern drei Stunden oder auch vier Stunden — man muß eben — Paciencia (Geduld) haben!

Als erste Übung sind wir inzwischen — von Schwelle zu Schwelle hüpfend — während uns das gelblich-braune Deltawasser durch die Zwischenräume zwischen diesen ziemlich unbearbeiteten Holzstämmen angurgelt, in einem artistischen Gleichgewichtsakt auf der anderen Seite angelangt und warten, um ein Feuerchen stehend, auf den Augenblick, in dem unser Fahrer es wagen wird, sich samt seinem Wagen und unserem Gepäck den schwankenden Gleisen anzuvertrauen. Endlich ist es so weit: und das Autocarril kriecht ganz langsam bis in die Nähe der gefährlichsten Stelle, um dann mit einem plötzlichen Sprung glücklich und unter großem „Hallo“ am rettenden Ufer zu landen.

Und weiter geht es im Dunkel der Nacht, an kurz vor dem Abrutschen stehenden Auffschüttungen vorbei und über verbogene Schienen, rechts und links hin und wieder eine kleine Siedlung von Pfahlbauten (der für Ecuador typischen Bauweise), bis zu einer kurzen Unterbrechung für das Tanken, während der wir einen kurzen Schluck in unsere ausgetrockneten Kehlen gießen, der uns von einigen aus dem Bett geholten Tscholomädchen in einer Mattenhütte des Stationsgebäudes serviert wird. Einige Zeit später künden dann einige stählerne Brücken und in der Ferne aufleuchtende Lichter das Naherrücken der „Zivilisation“ an, und gegen Mitternacht kommen wir, vollständig durchgeschüttelt, auf der Endstation Guayaquil an.

Beim ersten Schritt, den man nach Verlassen des Wagens vorwärts tut, beginnt eine Schlacht unter den Gepäckträgern Guayaquils und ein sich gegenseitig überbrüllendes Anbieten der Tagchauffeure. Wenn man dann wenig später in einem erstklassigen „Grand Hotel“ ein mit Telephon und allen Schikanen versehenes Apartement bekommt, ist man ganz zufrieden und schlummert seiner Zukunft in dieser Stadt beruhigt entgegen.

Als ich am nächsten Morgen auf den Balkon des Speisesaales trat, fiel mein erster Blick auf die herrlichen Fassaden des Postgebäudes und des Municipios, von dem die Ecuadorianer wohl mit Recht behaupten, daß es eines der schönsten Verwaltungsgebäude Südamerikas sei. Zwischen dem handelstüchtigen Guayaquil und Quito, der stolzen Zentrale der Sierra und Hauptstadt Ecuadors, besteht eine gewisse Rivalität. Diese Rivalität zwischen den beweglichen „Costeños“ und den ernsten, würdigen „Serranos“ hat sich ungefähr so entschieden, daß die ersteren den Handel, die letzteren die Politik und das geistig-kulturelle Leben Ecuadors beherrschen. Für Guayaquil ist diese Konkurrenz ein ständiger Ansporn zu schnellerer Entwicklung und noch kräftigerem Aufblühen. In den letzten Jahren ist hier unerhört viel modernisiert, gebaut und saniert worden.

Heute ist das an dem hier eineinhalb Kilometer breiten und überfrachten Guayas



Moderner Neubau in Guayaquil.



Uferpromenade am Guayas in Guayaquil.



Alle Aufnahmen: G. Visten.

Aussicht vor meiner Wohnung in Guayaquil.

gelegene Guayaquil nicht mehr das Fiebernest, als das es vor einigen Jahren in Europa noch verschrien war. Das gelbe Fieber, das — wenn man alte Westküstenfahrer erzählen hört — früher ganze Schiffsbesatzungen hinwegraffte, existiert heute einfach nicht mehr. Die Sümpfe um Guayaquil sind mit Petroleum gedeckt worden, und was die Malaria anbelangt, so kann man wohl sagen, daß Guayaquil — nicht zuletzt auch durch die Abkühlung bringende Nähe des Humboldt-Stromes — von allen in der gleichen Höhe am Äquator liegenden Städten in den verschiedensten Erdteilen die Stadt mit dem angenehmsten und besten Klima ist.

Vor beiläufig fünf Jahren noch gab es hier nur eine einzige asphaltierte Straße, den „Nueve de Octubre“, der auch heute noch die Hauptstraße und der Boulevard von Guayaquil ist. Jetzt sind alle Straßen der Innenstadt asphaltiert worden, und auch für die Wasserversorgung sowie die sanitären und die Volksgesundheit fördernden Anlagen — wie große Kliniken, einladende Schwimmbäder u. a. — ist in den letzten Jahren viel getan worden.

Viel, sehr viel ist in den letzten Jahren hier schon geleistet worden, aber unermessliche Aufgaben harren noch ihrer Erfüllung, wie auch noch viele Reichtümer in der Zukunft ihrer Hebung warten, denn Ecuador ist ein reiches Land. An Mineralien besitzt es Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Quecksilber und Platin, wovon bis jetzt aber nur Gold und Silber eine Produktion aufzuweisen haben, und zwar durch die Ausbeutung durch nordamerikanische Gesellschaften. Der Abbau der überaus reichen Erzlager ist kaum vorangekommen. Erdölvorkommen sind in mehreren Teilen des Landes nachgewiesen worden und einige englische und amerikanische Gesellschaften haben die Auswertung der Lager — in erster Linie in der Küstzone bei Santa Elena und Salinas — in großem Umfange aufgenommen. Die Urwälder bergen ungeahnte Mengen der verschiedenartigsten Hölzer, angefangen bei dem leichten Balsaholz über das rote Mangrovenholz bis zu den härtesten Hölzern für Furnierzwecke. Bis vor kurzem bezogen übrigens die europäischen Knopffabrikanten beträchtliche Mengen von Steinmüssen aus den Wäldern und Sümpfen Ecuadors.

Unvermindert berühmt ist die Güte des ecuadorianischen Kakaos. In den letzten Jahren allerdings haben zwei böse Krankheiten, der „Hegenbesen“ und die „Mancha“, ganze blühende Kakaopflanzungen im Küstengebiet völlig ausgedörrt. Als Ausgleich sind die rührigen „Costenos“ dazu übergegangen, dort auch Kaffee und als Schattenpflanze Kautschuk anzubauen. Kaffee steht jetzt bereits nach Kakao auf der Ausfuhrliste an zweiter Stelle! Ein Hauptausfuhrartikel Ecuadors sind kurioserweise — die Panamahüte; sie tragen ihren irreführenden Namen nach dem Hauptumschlagort. Die ärmere Bevölkerung der trockenen Gebiete Ecuadors verdient schon seit Generationen mit der Herstellung dieser Hüte ihren Lebensunterhalt. Tagaus, tagein schneiden sie die Blätter der wildwachsenden, palmenartigen Loquillapflanze in feine Streifen, kochen, bleichen und flechten sie. Es ist wirklich ein undankbarer Zufall, daß diese Hüte, die den Ruhm vom Fleiß und der Geschicklichkeit ihrer Hersteller in alle Welt tragen könnten, nicht Ecuadorhüte heißen!

Was dem Lande bis zur Stunde noch fehlt, ist eine größere Schicht von mutigen Unternehmern, welche das Wagnis auf sich nimmt, alle diese Dinge einmal in größeren Mengen zu gewinnen und zu exportieren. Und nicht zuletzt werden es auch immer wieder deutsche Techniker und Kaufleute sein, die das Schicksal dieses Landes mitgestalten werden, wie sie es in der Vergangenheit mitgestaltet haben. Überall, wohin der Blick fällt, deutsche Maschinen und deutsche Warenzeichen, deutsche Firmennamen und deutsche Konstruktionen: Deutschland marschiert unter den Importländern nach Ecuador — gleich hinter den Vereinigten Staaten — an zweiter Stelle. Deutsche sind

es ja auch gewesen, die Ecuador zuerst im modernen Sinne erforscht haben. Alexander von Humboldt durchzog vor einhalb Jahrhunderten Ecuador, in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erforschten die Geologen W. Reiss und A. Stübel das Land, ein paar Jahre später im Auftrage der Regierung der Deutsche Th. Wolff. Noch heute sind die Ergebnisse ihrer Forschungen und kartographischen Studien nicht überholt. Auch die Namen anderer deutscher Gelehrter, die viel zur Erschließung des Landes taten, Meyer, W. Sievers, C. Troll, sind hier nicht vergessen. Das macht mich irgendwie froh.

Aber jetzt wieder zurück zu Guayaquil! Ich habe Dir noch nichts über die Menschen hier erzählt — und dabei lohnt es sich wirklich, diesen rührigen, lebhaften Schlag zu betrachten. Es fiel mir gleich auf, daß sie sich in zwei Schichten scheiden: Die einen — welche ihre Abstammung entweder aus der alten spanischen Kolonialschicht herleiten oder „Gringos“ sind — die am Tage ihre Geschäfte machen, auf der Promenade sitzen, die Zeitungen lesen, welche in ihren Zeilen das Guayaquilener Gesellschaftsleben bis in jede Feinheit schildern, die ihre Naranjilla — ein hiesiges, äußerst erfrischendes Getränk — oder ihren Sangria trinken, die in sehr eleganten Wagen den Boulevard stundenlang herauf- und herunterfahren, und nicht müde werden, ihren in den Cafés sitzenden Amigos und Amigas zuzuwinken und den Frauen, die sich mit Geschmack und Eleganz zu kleiden verstehen und alles unter einer formvollendeten Höflichkeit zu verbergen wissen, schmachthafte Blicke zuzuwerfen, wobei allerdings der Aufmerksamkeit des eine junge Dame stets begleitenden Verwandten nichts entgehen wird.

Die „anderen“ sind die weniger mit Glücksgütern gesegnete Schicht: die meist klein gewachsenen Indianer und Mestizen in allen Farbensattierungen vom dunkelsten Braun bis zum mattesten Gelb; es sind Menschen, die von wenigen Groschen Tagesverdienst leben und sie sind doch zufrieden; nie kommt es vor, daß einer von ihnen die Schranken, welche die Vergangenheit zwischen ihnen und der Oberschicht errichtet hat, zerschlägt, sondern sie begnügen sich mit dem stillen Genuß des Hindurchschauens — und mit der bescheidenen Hoffnung auf eine schlagartige Wendung in Glanz und Reichtum durch den Gewinn des Großen Loses. Denn in Guayaquil spielt jeder, Kind und Erwachsener.

Ein wichtiger Zug fehlt noch in meinem Gemälde von Guayaquil: der Lärm! Guayaquil ist eine Stadt des Lärms.

Abgesehen von den ewigen Anbietungen der Zeitungs- und Früchtere Verkäufer, die jede Minute ihre Schlagworte, einen ganzen Häuserblock weit gut hörbar, hinausbrüllen, können zwei sich an Stärke überbietende Lautsprecher in einer Straße einem einige schlaflose Nächte bereiten, und es empfiehlt sich, bei der Wohnungswahl sehr auf die Nähe derartiger Instrumente zu achten. Nicht zu vergessen die scheinbar zur Erregung der Aufmerksamkeit der Mitbürger vorhandenen Autohupen, die bei jedem Begrüßungsakt gebührend betätigt werden, sowie das öftere Heulen der Feuer sirenen und das darauf beginnende schrille Getöse der Wagen der Feuerwehr, die mit Recht als eine der bestorganisierten von Südamerika bezeichnet wird, denn sie leistet wirklich Hervorragendes und ist dazu eine freiwillige.

So bin ich, trotz des vielen wirklich Interessanten und Vergnüglichen, womit Guayaquil den Fremden überrascht, nicht allzu traurig, daß ich morgen weiterreise. Meine europäisch verwöhnten Ohren sehnen sich nach Ruhe. Morgen fahre ich gen Osten, in die Stille der Anden.

Morgen geht es für mich in eine andere Welt: Die Sierraruff!

Guayaquil, den 16. Juni 1939.

G. Liskeu

Die weiße Taube.

Eine
Pfungsterinnerung
von
Johan Luzian,
Asunción (Paraguay).

St. Goar
von der
Ruine Rheinfels aus.

Alle Lichtbilder:
Ruth Hallensleben.



Drei junge Männer, die gemeinsam studiert hatten, waren durch das Leben über ein Jahrzehnt lang auseinandergekommen. Aber trotz aller räumlichen und zeitlichen Entfernung verband sie immer noch die Freundschaft der Jugend, und wenn sie von reinen und schönen und harmonischen Zeiten ihres Lebens sprachen, so meinten sie alle jene Jahre.

Zu Pfingsten war nun eine große Tagung des Bundes, der das Deutschtum im Ausland betreut und vereinigt, in Mainz angesetzt. Karl, der Wirtschaftler, mußte gerade um diese Zeit von Südamerika, wo er deutsche Firmen und Erfindungen vertrat, zurückkehren, um über neue Unternehmungen zu verhandeln, und benützte diese Gelegenheit zu einer Rheinreise und zum Besuche von Mainz. August, der Philologe, war als Lehrer in Königsberg ansässig, kam aber nun auch nach Mainz, weil er in der Bewegung des Bundes führend tätig war und die festliche Gemeinschaft für seine Stadt miterleben sollte, um später darüber zu unterrichten. Und Wilhelm, der Arzt,

war in Bingen ansässig und also gar nicht weit entfernt von dem Treffpunkt der beiden Freunde, die nun nach so langer Zeit wieder zusammengeführt wurden.

Am Nachmittag des Pfingstsonntags fuhren mehrere Rheindampfer die vielen Zusammengeströmten an den Rebenhängen des Rheingaus dahin. In Bingen stiegen die drei Freunde aus und setzten sich unter die Kastanienkerzen eines schattigen Ufergartens, der dem Arzte zu eigen war; die junge Frau brachte den goldhellen Wein, begrüßte herzlich die beiden Freunde aus der Ferne, die ihr von den Erzählungen ihres Mannes längst vertraut waren, und ging dann mit einer freundlichen Entschuldigung wieder fort, weil ihre Kinder sie riefen an diesem lärmfrohen Tag, in Wirklichkeit aber nur, um der Wiedersehensstunde der drei, die ihnen ohne Zeugschaft eines vierten gehören sollte, nichts zu rauben, das ihr nicht gehörte; denn das Leben mit ihrem Manne hatte erst dort begonnen, wo das Leben mit seinen Freunden aufhörte.



Burg Rheinstein
bei Bingen.

Se sahen auf die singenden Schiffe, die vorüberfuhren an den Ufern. Sie summten die Melodien mit und hatten glänzende Augen, und sie hoben die Gläser immer von neuem und ließen sie klingen. Aber was sie auch sprachen, was sie auch von ihrem Leben erzählten, es glitt alles an ihnen dahin, es war noch etwas Fremdes und Abseitiges, und wichtig waren ihnen nur die alten Gesichter der jungen Tage, die sie nun hinter Fächchen und Bärtchen und Augengläsern hervorzuschälen suchten und die sie doch nicht mehr fanden. So entstanden denn immer längere Pausen in ihren Gesprächen, bis sie schließlich eine Weile allesamt schwiegen und nur dem Duft und der Melodie und dem Glanz des Pfingsttages sich hingaben, lauschend, fühlend, schauend.

Karl, der Südamerikafahrer, war hager, braunerbrannt, bartlos, ein Gesicht, das nüchtern und streng erschien, es war gewohnt, die Wirklichkeit zu schauen und mit ihren Lücken

und Härten zu rechnen. August, der Lehrer aus Ostpreußen, war dunkel von Haar und Augen, eine Kämpfernaut, voll Unruhe und Laterdrang, immer auf dem Sprunge, zu lehren, zu überzeugen oder erdlos zu streiten. Wilhelm, der Arzt und Hausherr, aber war bärtig, rotblond, lächelnd und gutmütig behäbig, ein Lebensgenießer, weil er oft mit dem Tod um die Wette fahren mußte nach den Dörfern und Weinbauernhöfen im Tale, und der darum einen guten Tropfen nicht weniger liebte als eine gute, einträchtige Stunde des Plauderns und wärmenden Lachens. Ihn verdross daher das Schweigen, und er schlug seinen Freunden mit der Linken und Rechten auf die Schultern, zog sie liebevoll derb an sich und rief, wieder nach seinem Glase greifend: „Prosit, Kinder! Ach, ist das schön! Ist das schön, daß ihr da seid, bei mir, in meinem Garten, an meinem Strom!“

Die andern beiden trafen mit ihm an und tranken aus, aber



Ruine Ehrenfels
bei Rudesheim.

als August das Glas hinsetzte, sagte er, während Wilhelm schon wieder nach der Flasche griff: „Alter Freund, dein Strom ist das nun ja nicht...“

„Ach, Pedant, laß doch die Wollwaage stehen!“ rief Wilhelm lächelnd.

August aber fuhr fort: „Der Rhein, die Weser, die Elbe, die Oder, die Weichsel und Saar und Memel und Donau und Ems, das Gebirge und das grüne Land, der Himmel darüber und sogar die Sterne, das ist doch jetzt alles eines geworden, nicht wahr? Das gehört doch jetzt erst wahrhaft und wirklich jedem von uns. Und, Wilhelm, Barbar, ‚mein Rhein!‘ sagst du? ... Wenn ich auch hier bei dir zu Gast bin, und wenn du auch sagen kannst, mein Tisch, mein Haus, mein Wein — ‚mein Rhein‘ kannst du nicht sagen. Nein, Wilhelm! Einen Freund haben irgendwo auf der weiten Welt, das ist schön, Wilhelm; dich hier zu haben, ist schön, glaub's mir, alter

Freund, Prost!“ Er stieß sein Glas an das des Arztes. „Aber sei mir nicht böse, Wilhelm, alter Kerl; schöner ist, ja tausend mal herrlicher ist: auch ohne Freund, auch ohne einen Menschen mit Namen zu kennen, von der Memel und vom Jass und von der Neuhung, von Stallupönen oder Insterburg hierherzukommen, hier an ‚deiner‘ Rhein, du Himmelhund, Wilhelm, und sagen zu dürfen: Unsere Land! Unsere Heimat! Hier wie dort. Ich, August Wilkweit aus Stallupönen gebürtig, ich komme hierher, ich fahre eine Nacht, zwei Nächte lang durch Ebenen, durch Felder, durch Wald, über die vielen Ströme hinweg, und es scheint mir wie den oßen Griechen: Jrgendwo muß doch die Welt zu Ende sein nach so langer Fahrt, irgendwo muß ich doch in einen Abgrund fallen! ... Aber nein, Kinder, Kinder! Nach der endloser Fahrt ist immer noch Deutschland da, und ich darf durch die Lore von Mainz gehen, als wenn ich da zu Hause wäre, und es grüßen mich die



Die Wernerkapelle
bei Bad Harach.

Menschen, mich, den August Wilkuweit aus Ostpreußen, so als wäre ich ihr Nachbar, und sie tun mir die Türen auf, nehmen mich bei sich zu Gast, füttern mich, ertränken mich im Rheinwein aus ihrem Keller und sagen, als ich danken will, sagen nur mit ein bißchen anderem Klang in der Sprache: „Aber wir gehören doch all zusammen!“ Kinder, Kinder, so groß, so riesengroß und so voll Unterschiede ist das Land von der Memel bis zum Rhein und doch alles eins, alles eins, alles unser, Wilhelm, unser, nicht mein, nicht dein, nein: unser! Wilhelm, Karl, kommt einmal zu mir nach Ostpreußen, auf unsere Insel, ja, dann versteht ihr es vielleicht. . .“

Erschwiegen und wischte sich mit dem Tuch über die geröteten Stirn.

„Jung, reden kannst“, sagte Wilhelm, „reden kannst du, ganz wie damals . . . Prosit, August, er soll leben: unser Rhein! Prosit, Karl, oller Globetrotter! Was sagst denn du dazu, du Buschräuber, du Indianerhäuptling? . . .“

„Prosit, sage ich erst einmal!“

Sie tranken ihre Gläser leer, und Wilhelm schenkte in der

Pause hastig und freudig wieder ein. So war es richtig, Eintracht und Freude und Wein!

„August, du hast uns eben erzählt, wie groß Deutschland ist und welch ein Wunder, daß sich die Leute in diesem großen Land alle kennen und brüderlich zueinander sind“, sagte Karl und schnitt sich eine neue Zigarre ab, ließ sich Feuer geben und paffte die ersten Wolken gemütlich in die Sonne. Die beiden anderen Freunde warteten indes auf die Fortführung des Gedankens, der Karl bewegen mußte; denn die Umständlichkeit mit der Zigarre, die kannten sie von früher und freuten sich, sie als einen alten Zug an dem Bilde wiederzufinden.

„Na, und? Schieß los! Was willst du denn sagen?“ drängte August endlich.

„Ja, ich will sagen, daß Deutschland ganz klein ist, ja, so klein wie eine Taube oder ein Herz. Ich bin kein Dichter wie du, aber ich habe es doch einmal so gesehen, wie ich dir sage: Eine Taube kam zu mir geflogen. Ich lag im Fieber in einer elenden Hütte am Paraná, im Urwald. Affen schrien, Mos-

Turm
der neuen Thingstätte
auf der Lorelei.



fitos summten, Papageien lärmten, die Luft war wie Wasserdampf so heiß und feucht. Und ich dachte: Nun gehst du hier zugrunde und wirst verscharrt und vergessen — aus und vorbei. Zu Gott beten hast du verlernt, Frau und Kinder hast du nicht, keiner weint dir eine Träne nach. Und die Angelegenheit schien mir reichlich sinnlos, die ich bisher Leben genannt hatte. Wofür, wofür? fragte ich mich. Ja, da habe ich in meiner Schwäche und Verlassenheit geweint. Das ist mir lange nicht passiert, ich bin ja kein altes Weib. Aber es war gerade so, als lösten die Tränen etwas Schmerzendes in meinem Schädel und hier in der Brust; ich lag lange, ohne mich zu rühren, da. Und in den Fiebergesichten, die ich hatte, sah ich auch die Landkarte von Deutschland vor mir, ein ganz kleines Fleckchen auf der großen Weltkarte, nicht größer als Paraguay oder Ecuador. Aber welch ein Land! Jungs, davon versteht ihr nichts, ihr seid nie über den Ozean gekommen. Das begreift ihr wohl kaum, wie sich dieses Land hier von jenseits des Atlantik ansieht. Ein bißchen verdreht war die Karte nun

allerdings, aber ich hatte ja auch das Fieber. Die Flüsse und Ströme, die du vorhin alle aufgezählt hast, August, die flossen nicht schön gerade nebeneinander, die kamen alle aus einer Quelle, Jungs, aus einem gewaltigen Herzen in der Mitte des Landes und sie flossen nach Norden, nach Süden, nach Osten, nach Westen, strömten ringsum in die Meere. Das Herz in der Mitte des Landes pumpte die Ströme ewig durch die grünen und braunen und weißen Felder, Ebenen, Gebirge, Städte, Dörfer, es wurde niemals müde und leer. Und die ganze Welt nahm den Überfluß dieses Herzens auf, die ganze Erde. Und auch ich war von diesem Herzen fort auf einem dieser Ströme gefahren und lag nun da todkrank im paraguayischen Urwald am Paraná. Ja, was soll denn das? fragte ich mich. Was ist denn der Sinn der Jahre, die ich hier unter den Riesenbäumen und in den Riesensteppen begabten lag? Ich könnte doch daheim sitzen, in der Nähe des alten Herzens, so wie ihr, Jungs! Ich könnte doch Syndikus sein oder Direktor oder sonst was im Vaterland. Und ich qualte

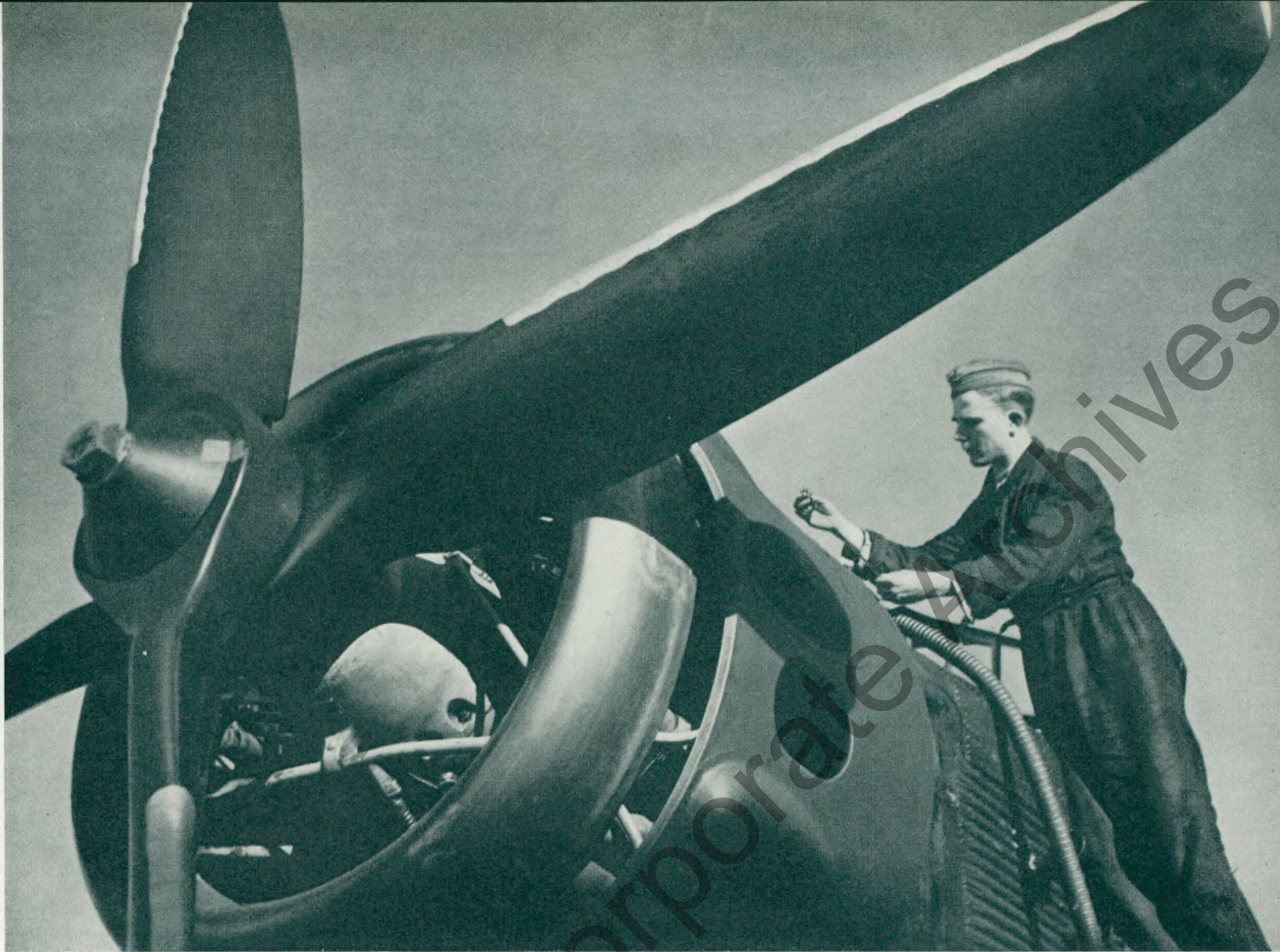


Blick von den Rheinhöhen auf die Lorelei.

und quälte mich in meinem Fieber mit dieser Frage ab, und ich schrie und lärmte, daß mein Poen auch zu schreien anfing über den Kummer des fremden Enors. Aber das war ja alles Unsinn, war Blech, so was zu fragen, das weiß ich auch. Weißt du, warum du deinen ostpreussischen Hirtenjungs den Hintern versohlst? Weißt du, warum du hier im Tal versoffene Winternieren zu kurieren ver suchst? Nein, warum, weshalb, das weiß keiner wohl. Aber doch muß jeder in all dem Unsinn eine Art Befehl erfüllen, das ihm auferlegt ist. Und, Jungs, damit ich zum Ende komme: Ich sah die Landkarte, die Deutschland hieß, die gerade im tiefen Winter liegen mußte, voll Schnee, voll Eis, zusammenschrumpfen, ihre Gestalt verändern, aus Schleswig-Holstein wurde ein Hals und ein Kopf, aus dem Westen wurde eine Brust, und aus Schlessien und Ostpreußen wurden Schwingen. Deutschland war eine weiße Taube und erhob sich in die Luft und flog und flog, weiß und silberglänzend, über das Meer und umkreiste mich zähneklappernden, stöhnenden Fieberkranken in dem elenden Rancho ganz ruhig und schön, umkreiste mich immerzu. Da, da war sie! Da blinkte ihr Hals, ihr Federkleid, ihr Kopf, und ich wurde müde vom Schauen, müde, gut und wunderbar müde und still. Denn die Taube saß nun über mir auf dem Schilfdach. Und

wißt ihr, was sie zu mir sagte? Ihr glaubt es ja nicht, und es ist ja auch alles nur Unsinn, alles nur Fieber und Krankheit gewesen, was ich da hörte: „Sei tapfer! Sei treu! Sei ohne Furcht!“ Das sprach eine Stimme zu mir, als die weiße Taube da war. Und dann flog sie fort über den Wald und das große Wasser, wieder hinein, wo ihr Herz schlug, ihr Herz mit den vielen Strömen, die ihre Wasser aussenden, von denen ich ein Tropfen war dort drüben im Wald, und von denen du und du und alle, die aus dem Herzen geboren sind, nur Tropfen sind. Aber keiner wird vergessen, keiner wird vertan ins Nichts. Und wer niemanden auf der Welt mehr hat, zu dem er ein paar armselige Worte sagen kann, wenn es ihm einmal schlecht geht, im Urwald oder in der Sandwüste oder im Eis, der hat doch immer noch die Mutter, die große Mutter, die über die Welt fliegt und ihre Kinder tröstet.“

Als Karl geendet hatte, schwiegen sie eine lange Zeit; aber das Schweigen störte sie nun nicht mehr, denn es war nichts Fremdes mehr zwischen ihnen. Die Jugend, in der sie sich gefunden hatten, war dahingegangen; aber nach den langen Jahren der Trennung fanden sie sich von neuem, und sie waren, wie es von den ersten Christen heißt, einmütig beieinander, jeder in einem anderen Leben und doch alle nur in dem einen.



Lichtbild: Dr. Wolf Erache.

„Die deutsche Wehrmacht kämpft mit den Waffen, die ihr die deutsche Forschung und die deutsche Wissenschaft, die deutsche Technik und der deutsche Arbeiter zur Verfügung stellten.“

Hans Frigge in der Politischen Zeitungs- und Rundfunkschau vom 4. Juni 1940
anlässlich der abschließenden Würdigung des deutschen Sieges in Flandern.

Vorausschau in der Forschung.

Von Professor Dr.-Ing. E. H. Schulz,

Direktor des Forschungsinstituts der Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft.

„Wissenschaftlicher Fortschritt reift wie die Frucht auf dem Felde. Die große Linie der Entwicklung zeigt, daß gerade die Technik von solchen Erfindungen her ihre stärksten Impulse erfährt, die nicht unter dem Gesichtspunkt augenblicklicher Verwendbarkeit gemacht wurden. Gerade in der Technik wird es oft der Fall sein, daß man sie vor bestimmte, von der Zeit geforderte Aufgaben stellt. Aber es muß neben zweckgebundener Forschung noch eine andere Forschung bestehen bleiben, die nicht den kurzen Rhythmen wechselnder Tagesforderungen unterworfen ist, sondern der Entfaltung ihrer eigenen Kräfte und Möglichkeiten auf längere Sicht folgen kann.“

Aus einem Vortrag: „Mensch und Technik“ von Prof. Dr. F. Sauerbruch,
gehalten auf der Jahresversammlung 1938 des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute.

Als die deutsche Forschung bei der Verkündung des Vierjahresplans durch Generalfeldmarschall Göring besonders nachdrücklich zum Einsatz aufgerufen wurde, konnten für die zahlreichen und großen Aufgaben, zu deren praktischer Lösung neue Wege gesucht werden mußten, in ausgedehntem Maße Ergebnisse und Forschungen benutzt werden, deren Anfänge zum Teil schon viele Jahre zurücklagen — erinnert sei nur an die Gewinnung von Treibstoffen aus der Kohle und an Buna.

Weniger augenfällig für den Außenstehenden und trotzdem nicht minder bedeutsam, ja vielleicht mitentscheidend für die im gegenwärtigen Kriege schon erzielten Erfolge aller unserer Wehrmachtsteile, waren grundlegende Vorarbeiten vorausgegangener Jahre und Jahrzehnte in den Stuben der Forscher, in Laboratorien aller Art und in technischen Werkstätten und Betrieben; so mußten die vielfachen und großen Teilgebiete der Luftfahrtforschung, die Ballistik und die Werkstoffforschung — um nur einige zu nennen — planmäßig eingeseßt, in der

rechten Weise ausgewertet und in Zusammenklang gebracht werden, um zu ihrem Teil beitragen zu können zu manchen Voraussetzungen für die Leistungen unserer Flugzeuge und U-Boote, unserer Panzer und Zerstörer.

Aber auch der Krieg selbst und die bei Angriff und Abwehr gemachten Erfahrungen stellten und stellen immer wieder der Forschung ganz neue, manchmal unerwartete oder sogar überraschende Aufgaben, die um so eher und um so besser gemeistert werden können, je mehr auch bei ihrer Lösung auf frühere, damals vielleicht abseitig erscheinende Forschungsarbeiten zurückgegriffen werden kann.

So kommt es nicht selten vor, daß Forschungsarbeiten erst längere Zeit nach ihrer Durchführung ihre große praktische Bedeutung erhalten und ihre Auswirkungen haben. In weiterem Durchdenken dieser Erkenntnis wird besonders klar, wie wesentlich in der Forschung eine gewisse Vorauschau ist.

Was mangelnde Vorauschau bedeutet, hat uns der Weltkrieg 1914/18 gelehrt. Vor diesem Krieg hatte man in unserm Vaterland nicht daran gedacht, daß ein solcher Waffengang, der rein militärisch auch schon als Zweifrontenkrieg vorausgesehen wurde, uns die Absperrung von so vielen Rohstoffen bringen würde, die für den militärischen sowohl wie für den wirtschaftlichen Widerstand von ausschlaggebender Bedeutung sein mußte. Gewiß wurde dann im Weltkrieg selbst auch auf diesem Gebiete die Forschung eingeschaltet — aber jetzt war die Zeit knapp geworden und diejenigen, die damals während des Krieges selbst an der Überwindung dieser Schwierigkeiten zu arbeiten hatten, wissen nur zu gut, wie schwer diese Arbeit war und wie sehr sie hätte erleichtert werden können, wenn zuvor schon die Probleme wenigstens erkannt und zum Gegenstand von Vorarbeiten gemacht worden wären.

Heute ist die Lage anders! Die heutige Staatsführung hat bewiesen und beweist auch jetzt im Kriege stetig, daß sie vorausschauende Arbeit treibt nach allen Richtungen, die irgendwie von Bedeutung sind oder in Zukunft sein können.

Schon die Verkündung des zweiten Vierjahresplanes, an sich eine Arbeit im Frieden und für den Frieden, bedeutete zugleich auch den Einfluß der Arbeit des deutschen Volkes für den Fall einer mehr oder weniger großen Abschneidung von seinen Rohstoffquellen im Ausland durch einen Krieg. So wurde die Forschung im Rahmen des Vierjahresplanes im wahrsten Sinne vorausschauende Forschung.

Wie schon angedeutet, konnte auch der Einfluß der Forschung im und für den Vierjahresplan keineswegs bedeuten, daß nun die Forschung für jedes der sich ergebenden Einzelprobleme von Grund auf neu beginnen mußte. Ganz allgemein gilt der Satz, daß fast jeder Forscher auf den Grundlagen steht und auf den Grundlagen weiterarbeitet, die vor ihm einer oder sogar meist mehrere Vorgänger geschaffen haben, von denen wiederum jeder auf den Schultern derjenigen stand, die vor ihm wirkten. Und alle Männer, die an den Grundlagen geschaffen haben, auf denen schließlich einer einen besonderen Erfolg erzielt, sie haben vielfach dann vorausschauende Forschung getrieben.

Man sollte daher nicht dem Versuch erliegen, etwa gering achtend auf das zu blicken, was wir als Grundlagenforschung bezeichnen, auf die planmäßige Bearbeitung rein wissenschaftlicher Einzelfragen, bei denen eine praktische Zielsetzung nicht auf den ersten Blick zu erkennen ist. Gerade auch sie ist vielfach — wenn manchmal auch unbewußt — vorausschauende Forschung!

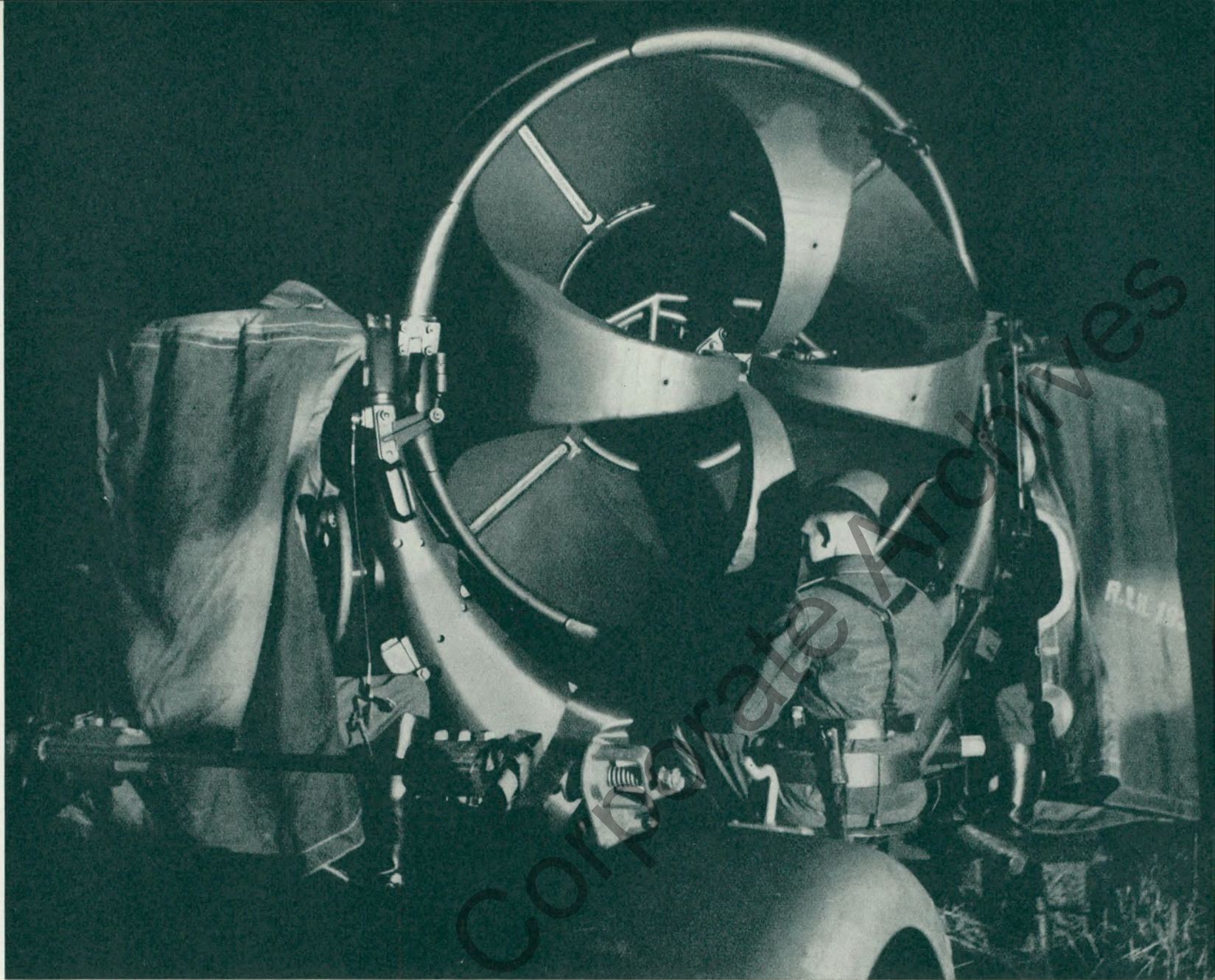
In welcher Weise solche vorausschauende Forschung gewirkt hat und Erfolge hat erzielen lassen, sei im folgenden dargelegt an einigen Beispielen auf einem Sondergebiet — der Technik von Eisen und Stahl.

Die Gewinnung von Treibstoffen durch die Kohlehydrierung nach dem Hochdruckverfahren war eine Erfindung, die be-

kannlich gerade für unser Land etwas ganz Großes bedeutete. Der Ausbau und die technische Ausnutzung dieser Erfindung aber stieß auf mancherlei Schwierigkeiten, unter anderem darauf, daß der Stahl der Reaktionsgefäße bei der Einwirkung der wasserstoffhaltigen Gase unter höheren Drücken und bei höheren Temperaturen bis dahin ganz unbekannte Änderungen seiner Struktur und damit seiner Eigenschaften zeigte: er wurde sehr schnell spröde und sogar rissig. Die in Jahren vorher durchgeführten planmäßigen Forschungen über den Einfluß der Legierungselemente in Sonderstählen und die im Zusammenhang damit in umfassenden Forschungsarbeiten entwickelten besonderen Verfahren der modernen Metallforschung brachten dann aber bald in der Entwicklung von „wasserstoffdruckbeständigen“ Stählen die Möglichkeit, jene chemischen Prozesse auch praktisch durchzuführen. Es war vor allem die zu einem ausschlaggebenden Teil auf den Arbeiten des deutschen Forschers Martens beruhende mikroskopische Untersuchung des Aufbaues der Struktur des Stahles, die zu solchen Erfolgen wesentlich beitrug.

Eine der bedeutendsten Aufgaben auf dem Gebiet der Eisen- und Stahlherstellung im Rahmen des Vierjahresplanes war bekanntlich die dauernde Erhöhung des Anteiles deutscher Erze bei der deutschen Eisenerzeugung. Bekannt ist auch, daß diese deutschen Eisenerze, die nun nutzbar gemacht werden, zum Teil von anderer Beschaffenheit, anderer chemischer Zusammensetzung, anderem physikalisch-chemischen Aufbau sind als diejenigen, die zuvor an ihrer Stelle aus dem Ausland bezogen wurden. Dadurch wird aber naturgemäß der Gang der Verhüttung, der Vorgang im Hochofen beeinflusst, und es bedarf besonderer Maßnahmen, um diese Vorgänge wieder so reibungslos und nutzbringend zu gestalten, wie dies für Menge und Güte des Erzeugnisses und für den Betrieb selbst erforderlich ist. Dabei ist auch die Art der beim Hochofenprozeß entfallenden Schlacke von besonderer Bedeutung, unter anderem ist ihre physikalische Beschaffenheit, ihre Dünnflüssigkeit (Viskosität) einmal ein besonderes Kennzeichen, zum andern eine für den Betrieb wichtige Eigenschaft. Untersuchungen der Viskosität hochschmelzender Stoffe sind aber verhältnismäßig umständlich und langwierig. So war es für eine ganze Anzahl von Einzelfragen bei der Umstellung deutscher Hochofen auf die steigende Verhüttung deutscher Erze von Bedeutung, daß schon eine Reihe von Jahren vor der Verkündung des Vierjahresplanes in deutschen Forschungsstätten planmäßig die Zusammenhänge zwischen der Viskosität und der Zusammensetzung, dem sonstigen Aufbau der Hochofenschlacke eingehend studiert waren. Die Ergebnisse dieser bereits länger betriebenen wissenschaftlichen Forschungen ließen die schnelle Lösung von Einzelfragen zu, für die andernfalls langwierige Betriebsuntersuchungen einen sehr großen Aufwand an Zeit gefordert hätten.

Es bedarf bei derartigen Forschungen vielfach einer äußerlich sehr einfach erscheinenden Arbeitseinleitung. Die Schlacken sind zusammengesetzt aus einer großen Anzahl von Einzelstoffen, von Elementen bzw. chemischen Verbindungen und physikalischen Lösungen. Eine Forschung über die Viskosität in der Form, daß praktisch entfallende Schlacken in großer Anzahl untersucht werden, würde aber nur sehr langsam zu Erfolgen und zu Klärungen geführt haben, da die Zusammenhänge viel zu verwickelt sind. Es mußten daher zunächst viel einfachere Mischungen von zwei oder höchstens drei Stoffen, die neben anderen in den Schlacken vorkommen, auf ihre Viskosität untersucht werden, um dann auf der so erzielten Grundlage weiterbauend, den Anschluß an die praktisch entfallende Schlacke allmählich zu gewinnen. So konnte ein ziemlich klares Bild gewonnen werden über die Rolle, die die einzelnen Bestandteile der Schlacke für die Viskosität spielen, und es war dann weiterhin möglich, bei Änderungen der Zusammensetzung der Schlacke infolge Änderung der Hochofenbeschickung



Lichtbild: Dr. Wolf Strache.

„Dem besten Soldaten der Welt hat der beste Arbeiter der Welt die besten Waffen der Welt geschmiedet!“

Ein Musterbeispiel deutscher Kriegstechnik: Großes Hochgerät der Flakwaffe.

die Eigenschaften der entfallenden Schlacke gewissermaßen vor-
auszusagen und auch Wege vorzuschlagen, um die Viskosität
dieser neuartigen Schlacke so zu gestalten, daß sie für den
Hochofengang günstig wurde.

Wie bedeutsam gerade bei solchen grundlegenden Vor-
arbeiten der frühzeitige Einfluß ist, geht besonders daraus her-
vor, daß allein zur Entwicklung der Untersuchungsverfahren
für die Viskosität eine jahrelange Arbeit in einer ganzen An-
zahl von Forschungsstätten nötig war, die auch heute noch
nicht abgeschlossen ist.

Das verschiedene Ausmaß, in dem uns durch die Auslands-
beziehungen Stahlveredelungsmetalle zur Verfügung stehen,
für die in Deutschland die Erzgrundlage nicht ganz ausreicht,
machte es erforderlich, auch in der Legierung unserer Stähle
Änderungen vorzunehmen. Eine solche Änderung kann, auf
den ersten Blick gesehen, unter Umständen außerordentlich
schwierig sein, insbesondere können sich bei der Umstellung von
einer Legierung auf eine andere gewisse Nachteile der neuen
Zusammensetzung erst bemerkbar machen im letzten Stadium
der Weiterverarbeitung oder sogar im Laufe erst längerer

Benutzung der daraus hergestellten fertigen Stücke. Aus
diesem Grunde war das planmäßige Studium des Einflusses
der verschiedensten dem Eisen zulegierten Metalle in der
länger zurückliegenden Zeit von außerordentlicher praktischer
Bedeutung, wenngleich damals diese Untersuchungen im
Augenblick ihrer Durchführung vielfach nur einen rein wissen-
schaftlichen Wert hatten. Die Klärung des Einflusses zunächst
der nur möglichen Stahlzusatzmetalle auf das Gefüge und auf
das Verhalten des damit legierten Stahles bei der Warm-
behandlung gab immer schon ein erstes, wenn auch grobes
Bild über die Möglichkeit einer praktischen Benutzung eines
solchen Zusatzelementes, ferner des ungefähren Umfanges der
Menge, in dem diese Zusatzmetalle nun gegebenenfalls benutzt,
also zugefügt werden konnten. Der Einfluß der verschiedenartig-
sten Werkstoffprüfverfahren — im besonderen Ausmaß wieder
der Mikroskopie — bei der Untersuchung solcher laborato-
riummäßig erschmolzenen Legierungen ließ dann schon weitere
Ausfagen machen, zum mindesten wieder über die vorliegenden
Möglichkeiten. So konnte und kann dann bei einer im Rahmen
des Vierjahresplanes sich als notwendig ergebenden Umstel-

lung von einem Legierungsmetall auf ein anderes die praktische Erprobung auf ein Mindestmaß beschränkt werden, ja, im günstigsten Falle kann sogar auf der Grundlage der allgemeinen Forschung eine solche Umstellung ohne weitere praktische Erprobung vorgenommen werden.

Schon vor vielen Jahren führte der deutsche Forscher Wöhler umfassende Forschungen durch über den eigenartigen Einfluß oftmals — bis zu millionenmal — wiederholter Beanspruchungen auf Werkstoffteile. Dabei stellte sich heraus, daß eine Beanspruchung, die bei einmaliger Einwirkung nicht einmal eine dauernde Verformung einer Achse, eines Trägers und so weiter verursacht, bei einer vielfachen Wiederholung jenen Bauteil zum glatten Bruch bringen kann. Und trotzdem fand man noch lange Jahre später keine Erklärung in der Praxis für eigenartige Brüche von Wellen, Federn und ähnlichen Teilen, die oftmaliger Wechselbeanspruchung unterliegen. In dem Ausmaß, wie Maschinen entstanden, in denen solche oftmaligen Wechselbeanspruchungen Regel sind, insbesondere im Kraftwagen- und Flugzeugbau, wurden solche Erscheinungen wichtiger und wichtiger. Mehr und mehr brach sich dann die Erkenntnis Bahn, daß eben die oftmals wiederholte „Schwingungsbeanspruchung“ in ganz anderer Weise auf Bauteile und damit auf den Werkstoff einwirkt als die einmalige oder nur in größeren Zeiträumen und nicht sehr häufig wiederkehrende. Und damit war der Anschluß gegeben an jene Forschungen von Wöhler, auf denen dann in der letzten Zeit ein großes Wissensgebäude errichtet wurde, das grundlegende Erkenntnisse brachte für den Maschinenbau, insbesondere den Kraftwagen- und Flugzeugbau, für die Ausführung von Schweißungen im Brückenbau und vieles andere mehr.

Es ist verständlich, daß gerade die vorausschauende Forschung hinsichtlich ihrer Auswertung vielfach gewissermaßen unbewußt handelt. Schon vor dem Weltkriege wurden bei Aluminiumlegierungen die Erscheinungen der sogenannten Ausscheidungshärtung grundsätzlich entdeckt und sehr bald auch in weitem Umfange praktisch ausgenutzt. Es handelt sich um die Erscheinung, daß bestimmte Legierungen nach einer gewissen Warmbehandlung beim ruhigen Lagern bei Raumtemperatur, gegebenenfalls auch bei einem Erhitzen auf verhältnismäßig niedrige Temperaturen, Änderungen ihrer mechanischen Eigenschaften zeigen, insbesondere eine erhebliche und daher praktisch sehr nutzbare Erhöhung der Härte und Zugfestigkeit. Man hätte sich mit der rein praktischen Erkenntnis dieser Tatsache und mit der betriebsmäßig zu klärenden Feststellung der günstigsten Art der Behandlung begnügen können. Es setzte aber auch eine unermüdete Forschung ein nach dem „Warum“, nach den inneren Vorgängen bei dieser Erscheinung. Und auf der Grundlage der so gewonnenen Erkenntnisse wurde dann später festgestellt, daß in den schon viel länger als jene Aluminiumlegierungen bekannten Eisenlegierungen, die wir praktisch als Stähle bezeichnen und benutzen, auch jene Ausscheidungshärtung eine beachtliche Rolle spielt; sie kann hier einerseits zu einer Verschlechterung der Eigenschaften, der sogenannten Alterung, führen, sie kann aber auch andererseits beim Zusatz bestimmter Elemente zum Stahl in günstiger Weise ausgenutzt werden. Die Entwicklung der Magnetlegierungen mit allerhöchsten Spitzenleistungen etwa in den letzten zehn Jahren, war überhaupt nur möglich auf Grund der Ausnutzung dieser Ausscheidungshärtung, die also in der Leichtmetallforschung schon länger vorher durchgearbeitet worden war.

Im Zusammenhang mit dieser Entwicklung der Magnetlegierungen mit Spitzenleistungen ist noch eine andere Tatsache erwähnenswert, die hinsichtlich der vorausschauenden Forschung einen weiteren Gesichtspunkt beleuchtet. Eigenartigerweise wurde in den Jahren von 1880 bis zum Weltkrieg in der Entwicklung der Magnetlegierungen ein praktisch bedeut-

samer Erfolg nicht erzielt, in einer Zeit also, in der gerade auf dem Gebiet der legierten Stähle in anderen Richtungen recht große Fortschritte gemacht wurden. Man hätte daher etwa im Jahre 1915 meinen können, daß bei den Magnetlegierungen eine Leistungssteigerung kaum zu erwarten sei. In diesem Zeitpunkt stellte nun in Japan ein sehr wohlhabender Förderer der technischen Wissenschaften einem japanischen Forscher eine Summe zur Verfügung, die nach unserem Begriff ein recht großes Vermögen darstellt, mit der ausdrücklichen Bedingung, diese Summe zu Forschungen über die Fortentwicklung von Magneten zu benutzen. Der Erfolg dieser Tat — selbstverständlich aber auch der Erfolg des persönlichen Einsatzes jenes Forschers — war dann ein plötzlicher starker Sprung in der Entwicklung der Leistung der Magnete, der dann mindestens zum Teil der Anstoß wurde für die daran anschließende ganz erhebliche Weiterentwicklung.

Naturgemäß lassen sich gelegentlich auch Feststellungen machen, daß die vorausschauende Forschung in noch nicht allzulang zurückliegender Zeit nicht genügend oder nicht in der zweckmäßigen Weise eingesetzt hat. Das gilt beispielsweise für die Forschung über das Rosten von Eisen und Stahl an der Atmosphäre und im Wasser. Über dieses Problem ist seit vielen Jahren außerordentlich viel wissenschaftlich gearbeitet und veröffentlicht worden — trotzdem aber waren die Ergebnisse der Forschung sehr vielfach nicht in Einklang zu bringen mit den Erscheinungen beim Rosten von Eisen und Stahl im praktischen Gebrauch. Der Fehler, der hier gemacht wurde, lag darin, daß in früherer Zeit bei den Forschungsarbeiten der für das Rosten außerordentlich wichtige Faktor „Zeit“ nicht genügend beachtet wurde: Aus kurzfristigen Korrosionsversuchen von nur wenigen Monaten oder sogar nur Wochen und Tagen Dauer übertrug man Ergebnisse auf das Rosten an der Atmosphäre, beispielsweise beim Eisenbahnoberbau, das sich im Laufe von Jahren oder Jahrzehnten vollzieht. Erst als insbesondere durch Hinweise von K. Daevos Klarheit geschaffen wurde darüber, daß Aussagen über das Rosten an der Atmosphäre nur gemacht werden können durch Beobachtungen und Forschungen über den Rostvorgang in der Natur und über sehr lange Zeiten, die der Praxis entsprechen, konnten grundlegende Fragen über das Rosten gelöst werden. Und heute, wo Rostversuche im Gange sind, die vor etwa zehn Jahren begonnen wurden, bedauern einsichtige Forscher, daß mit diesen langfristigen Rostversuchen nicht schon vor viel längerer Zeit planmäßig begonnen wurde, so daß wir über Unterlagen verfügen könnten, die sich statt auf zehn, auf zwanzig und dreißig Jahre oder noch längere Zeit erstrecken. Selbstverständlich wird das alles jetzt nachgeholt, die zurückliegende Zeit ist aber unwiederbringlich verloren. In diesem Zusammenhang ist vielleicht von Interesse die Feststellung, daß allein bei einer Forschungsstelle, dem Forschungsinstitut der Vereinigte Stahlwerke AG, zur Zeit rund 18 000 Rostproben der verschiedensten Stähle sich in langfristigen, das heißt vielfährigen Versuchen befinden.

Bei dieser Betrachtung über die Versäumnisse in der Korrosionsforschung ergibt sich noch eine beachtliche Tatsache. Wenn, wie dort gefordert wurde, Versuche eingeleitet werden, die ein viertel Jahrhundert und länger dauern, so liegt auf der Hand, daß es sehr fraglich ist, ob der Forscher, der die Versuche beginnt, auch ihre Beendigung und damit ihre Auswertung und den Erfolg seiner Arbeit noch erleben wird. Das erscheint und ist tatsächlich im Einzelfalle sicher betrüblich. Aber ebenso wie jeder Forscher bei seinen Arbeiten nicht ganz neu von sich aus die Grundlagen herstellt, sondern auf den Schultern seiner Vorgänger steht, muß er sich auch bemüht sein, daß — unter Umständen sehr weitgehend — er wiederum eben seine Schultern bieten muß denjenigen, die nach ihm kommen. Auch die Forschung erhält so einen soldatischen Charakter!



Gesamtansicht von Narvik.

Samtliche Lichtbilder: E. Eroy.

Die Eisenbahn steigt in einem weit ausjehlenden Bogen von der Höhe im Hintergr. und zum Hafenbecken herab.

Schwedens Erze.

Von Dr. W. Muthesius.

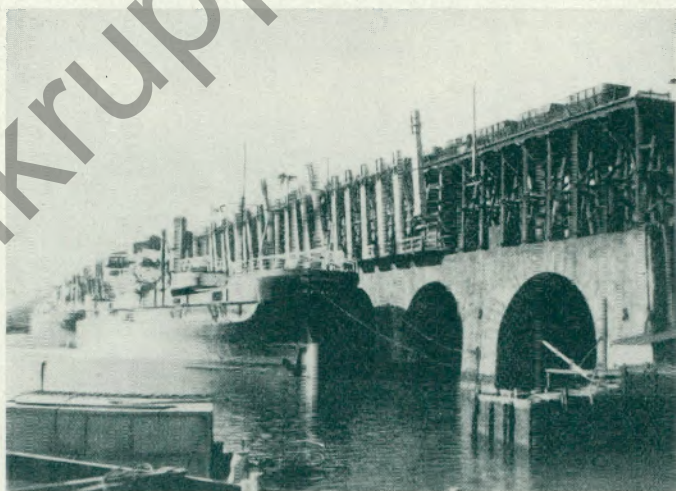
Das Streben der Westmächte nach „Kriegsausweitung“ hat die Schwedische Eisenerze in aller Mund gebracht; aber über der politischen Bedeutung dieser Frage scheint man nun ganz die Rolle zu vergessen, die diese Erze rein wirtschaftlich spielen, und zwar vor allem für Schweden selbst. Wie steht es damit? Was hat Schweden an seinen Eisenerzen, was bedeuten sie für die schwedische Volkswirtschaft, für Schwedens Außenhandel, seine Devisenbilanz überhaupt für seine wirtschaftliche Stellung in der Welt?

Will man sich über diese Fragen klarwerden, so muß man sich zunächst erinnern, daß diese Erzvorkommen im nördlichen Schweden eine Art Naturwunder darstellen, ähnlich dem berühmten Erzberg in der Steiermark, nur viel größer. Die schwedische Eisenerzförderung bewegt sich, je nach dem Bedarf der großen Abnehmer, zwischen 8 und 13 Millionen Tonnen pro Jahr; überwiegend wird die Produktion exportiert. Die Erzvorräte Schwedens sind unerschöpflich — soweit man dieses Wort verwenden darf; jedenfalls reichen sie bei der jetzigen Förderung für lange, lange Zeiten. Denn man veranschlagt die Erzlagerrstätten auf insgesamt rund drei Milliarden Tonnen, soweit sie einer einigermaßen zuverlässigen Beurteilung befaßt sind; in Wirklichkeit mögen es noch

mehr sein. Es handelt sich um ein Erz, das zu den besten der Welt gehört. Nur Rußland kann in einigen Erzrevieren noch bessere Eisenerze vorweisen. Die Schwedischen Erze enthalten bis zu 70 Prozent Eisen, ein außerordentlich günstiges Verhältnis, und sie zeichnen sich außerdem noch dadurch aus, daß sie kaum Bestandteile mit sich führen, die dem Eisenhüttenmann unlieb sind, weil sie das Eisen und den Stahl verderben: vor allem so gut wie keinen Schwefel, der das Eisen brüchig macht. Die Schwedenerze sind von einer seltenen Reinheit, und das ist ihr wichtigster Vorzug.

Daneben aber sind auch die Abbaubedingungen vorzüglich. Das gilt besonders für die nördlichsten, die wichtigsten Vorkommen, diejenigen am Luossajärvissee, wo sich das reichste Erzrevier befindet, auf 65 Grad nördlicher Breite und ungefähr in der Mitte zwischen Nordsee und Bottenischem Meerbusen. Das Erz der dortigen Gegend zeichnet sich zu allen seinen guten Eigenschaften auch noch dadurch aus, daß es sehr fest ist, daß es also

stückig transportiert werden kann



Alte Erzverladebrücke in Narvik.

und nicht zerfällt. In 30 bis 40 Meter dicken Adern durchzieht das Erz das Gebirge; der Stamm der Berge am Luossajärvissee besteht aus reinstem Erz. Das Erz wird teils im Tiefbau, teils aber auch im Tagebau



Die Bahnstrecke der Erzbahn Kiruna-Narvik bei Rijksgränzen
an der schwedisch-norwegischen Grenze.

gewonnen; nirgends muß man in große Tiefen gehen, und schon aus diesem Grunde sind die Kostenverhältnisse überaus günstig.

Schweden verfügt selbst nicht über eine besonders leistungsfähige Eisenindustrie, hauptsächlich wegen des Mangels an Brennstoffen. Das schwedische Holzkohleneisen ist zwar wegen seiner ausgezeichneten Qualität berühmt, aber mengenmäßig spielt es keine besondere Rolle. Weil in Skandinavien die Kohle fehlt, ist es auch nicht zum Aufbau einer wirklich ins Gewicht fallenden Eisenerzeugung gekommen. Die Eisenerze werden deshalb zu einem sehr erheblichen Teil exportiert, und die Erztausfuhr bildet im Außenhandel Schwedens einen der wichtigsten Posten. Der Gegenwert der Erzexporte beläuft sich pro Jahr auf 150 bis 200 Millionen Kronen und stellt natürlich eine Deviseneinnahme „rein netto“ dar, denn diese Exporte setzen ja keinerlei Einfuhren voraus.

Aber auch privatwirtschaftlich betrachtet stellen die schwedischen Eisenerze ein vorzügliches Geschäft dar. Der bei weitem wichtigste Konzern des schwedischen Erzbergbaues ist die Trafik AB. Grängesberg-Örebrofund, die, wie schon ihr Name sagt, eine Handels- und Transportgesellschaft ist. Dieses Unternehmen arbeitet mit einem Aktienkapital von 119 Millionen Kronen und Reserven von 92 Millionen Kronen. Die wichtigste Produktionsgesellschaft der Gruppe ist die Luossavara-Kirunavara AB, mit ebenfalls 110 Millionen Kronen Aktienkapital und 77 Millionen Reserven. Das Aktienkapital der Betriebsgesellschaft besteht zur Hälfte aus Vorzugsaktien, die im Besitz des schwedischen Staates sind, während die Stammaktien der Grängesberg-Gesellschaft gehören. Die Betriebsgesellschaft hat dem schwedischen Staat in Gestalt von Steuern, Förderabgabe und Vorzugsdividende im letzten Jahr im ganzen rund 60 Millionen Kronen eingebracht. Die Aktionäre der Holdinggesellschaft haben eine Dividende von 12 Prozent oder ungefähr 15 Millionen MM. bezogen. In diesen Ziffern

kommt aber noch keineswegs die volle Ertragsfähigkeit des Konzerns zum Ausdruck, denn in den letzten Jahren hat die Gruppe stets den größten Teil ihrer Gewinne einbehalten und zu einer fortlaufenden Verstärkung der Reserven benutzt. Unter Berücksichtigung dieser Rücklagen erreichten die Gewinne der beiden Gesellschaften im letzten Jahr annähernd 50 Millionen Kronen und im Jahr vorher sogar 80 bis 90 Millionen Kronen. Die Bankguthaben und sonstigen greifbaren Mittel der beiden Gesellschaften belaufen sich nach der letztveröffentlichten Bilanz auf über 210 Millionen Kronen. Man kann ungefähr so rechnen, daß die Schweden an jeder Tonne exportierten Eisenerzes bei gutem Geschäftsgang 5 bis 10 Kronen netto verdienen.

Die schwedischen Erze, die im Winter über Narvik den Weg zu den Beziehern gehen, im Sommer über Lulea — eine Bahn verbindet die Gegend um den Luossajärvi mit diesen beiden Hafenplätzen an der Nordsee bzw. am Botenischen Meerbusen —, bedeuten also für die schwedische Volkswirtschaft eine ihrer wesentlichsten Stützen. Es ist nicht zu viel gesagt, daß Schweden seinen bekanntermaßen hohen Lebensstandard und seinen traditionellen Reichum zu einem guten Teil seinen Bodenschätzen, hauptsächlich den Eisenerzen, verdankt. Es gibt kaum ein anderes Bergwerksunternehmen in der Welt, das sich einer so vorzüglichen Rentabilität erfreuen könnte wie der Grängesberg-Konzern. Die in vielen Ländern festzustellenden Tendenzen zu einer Verselbständigung in bezug auf die Rohstoffversorgung haben übrigens, da gerade in den letzten Jahren Eisenerzeugung und Erzverbrauch allenthalben stark gewachsen sind, nicht zu einer Beeinträchtigung der schwedischen Ausfuhren geführt; ein gewisser Rückgang im Jahre 1939 hatte andere Gründe. Schweden darf auf lange Sicht für seine Erzgruben und seine Erztausfuhr so optimistisch wie je sein.